

lich selbst hatte er nichts erstrebt, für seine Schutzbefohlenen alles und das Beste.

Das öffentliche politische Leben, in dem er seit zehn Jahren wirkte, war ihm kein Tummelplatz parteipolitischer Engbergigkeit und Feindseligkeit. Es war ihm sein Wirkungsfeld, wo er mit sauberen Waffen den Kampf um die Gestaltung des staatlichen, wirtschaftlichen und soziologischen Lebens führte. Sein Kampf war bestimmt und zäh, aber er hinterließ niemals persönliche Wunden.

Er war ein Kämpfer, aber er war kein rauher Krieger, er war ein ritterlicher Kämpfer, der aus seinem grundgütigen Herzen heraus peinlich darauf bedacht war, seine Gegner nicht zu verwunden und zu trüben.

Mittlerweile im politischen Kampfe, Achtung auch vor der Ueberzeugung des ehrlich strebenden Gegners, das waren die Tugenden, die den tapferen Kämpfer und Volkshelden Friedrich Bartels auszeichneten. Friedrich Bartels trug die höchste Würde des Preussischen Landtages. Nachdem er jahrelang mit Umsicht und Geschick den wichtigsten Ausschuss — den Hauptausschuss — geleitet hatte, wählte ihn der Landtag am 8. Januar 1925 erstmalig zu seinem Präsidenten. Fast sieben Jahre bekleidete er dieses ehrenvolle Amt. Es wurde ihm oft zur Bürde, denn die Zeiten haben sich gewandelt, das parlamentarische Leben ist unruhiger und aufreibender geworden; und die parlamentarischen Lebensformen wurden härter und rauher. Das bedrückte ihn, so er litt darunter, denn in seiner vornehmen Gesinnung sträubte er sich dagegen, glauben zu müssen, daß bei noch so tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten die Achtung vor dem lauterem Willen des Gegners Schaden leiden müsse.

Fast sieben Jahre hindurch führte Friedrich Bartels die Geschäfte des Preussischen Landtages. Er führte sie mit Hingabe, mit Würde und mit Güte. Keiner wird ihm das Zeugnis verlagern können, daß er ehrlich bemüht war, immer und gegen jedermann hilfsreich und entgegenkommend zu sein. Auch in den schwierigsten Situationen war er redlich bestrebt, einen gerechten und befriedigenden Ausgleich zu finden.

Friedrich Bartels! Du wirst den Präsidentenstuhl des Hauses nicht mehr zieren, deine Zeit ist abgelaufen, du hast den Kampf beendet.

Deine Mitarbeiter im Präsidium, die Mitglieder des Landtages, Führer des öffentlichen Lebens, deine Freunde und deine Untergebenen, sie stehen an deiner Bahre, um von dir schmerzlich Abschied zu nehmen.

Mag dein irdisches Wirken beendet sein, aber es ist nicht ausgelöscht. Ueber dein Grab hinaus wird dein Geist überall da, wo er bislang wirken konnte, lebendig bleiben.

Du warst dem Landtag ein weiser, ein kluger Führer, er dankt dir von Herzen für dein nimmermüdes Schaffen und Sorgen.

Du scheidest nun für immer aus diesem Hause, aber du bleibst doch bei uns, denn dein Andenken wird hier rein und in Frieden fortleben.

Ruh trat

Ministerpräsident Otto Braun

an das Rednerpult, um dem Verstorbenen für die preussische Staatsregierung folgende Gedentworte nachzurufen:

Für die preussische Staatsregierung trete ich an den Sarg des verstorbenen Präsidenten dieses hohen Hauses, um ihm Worte der Ehrung und des Abschiedes zu widmen.

Nach vor nicht gar so langer Zeit sahen wir ihn auf dem Präsidentenstuhl mit der ihm eigenen nüchternen Sachlichkeit und Güte die Geschäfte des Parlamentes leiten; heute birgt ihn der Schrein, in dem wir alle einmal den Weg gehen müssen in das Reich der Schatten, von wo es kein Wiederkommen gibt.

Wie jetzt im Herbst die Blätter abgestorben zu Boden fallen, so sank er dahin. Ein Leben voll Mühe, Arbeit und Sorgen, aber nicht ohne Erfolge ist abgeschlossen, ein Leben, das überwiegend dem Gemeinwohl gewidmet war.

Unsere heutige hohere, unruhige Zeit zehrt stark an den Kräften der Menschen, die im Brennpunkt des öffentlichen Lebens stehen. Immer mehr bildet sich das Unwesen heraus, im Andersdenkenden, im politischen Gegner nicht den Volksgenossen, sondern den persönlichen Feind zu erblicken und ihn mit entsprechenden Mitteln zu bekämpfen. Und das in einer Zeit, wo das deutsche Volk alle seine Kräfte zusammenfassen mußte, um den fürchterlichen Gefahren zu begegnen, die es bedrohen. Selbst unser parlamentarisches Leben ist vor einer betrübenden Verwilderung nicht bewahrt geblieben. Das stellt an den Präsidenten der Volksvertretung, der die Würde und das Ansehen dieser gesetzgebenden Körperschaft zu wahren hat, oft Anforderungen, die über die Kraft eines einzelnen gehen.

Im Volke ist vielfach die Auffassung vertreten, daß das Amt des Landtagspräsidenten ein vornehmlich repräsentatives Amt sei. Das ist ein Irrtum. In unserem republikanischen Staatswesen, wo die Staatsgewalt vom Volke ausgeht, ist der Präsident der in freier Wahl gewählten Volksvertretung ein überaus wichtiger Faktor des Staatslebens. Er hat nicht nur die Rechte des Parlamentes zu vertreten, sondern ihm liegt auch ob, ihre Wahrnehmung mit den Anforderungen der Staatsregierung in Einklang zu bringen.

Friedrich Bartels, den strenge Sachlichkeit, ein unbestechliches, auf Ausgleich gerichteter Charakter und ein gutmütiges Grundwesen auszeichneten, ist diesen schweren Aufgaben in seltenem Maße gerecht geworden.

Es ist ihm auch nicht immer gelungen, die ihm obliegenden Aufgaben zu aller Zufriedenheit zu lösen — welcher Mensch könnte das —, so muß doch anerkannt und hier an seinem Sarge ausgesprochen werden, daß er stets von gutem Willen beseelt und in heißem Bemühen bestrahlt war, sein hohes Amt zum Wohle des Volksganzen zu führen und nicht nur die Arbeiten des Parlamentes, sondern auch die allgemeinen Staatsgeschäfte zu fördern. So hat er Volk und Vaterland wertvolle Dienste geleistet, die in der neupreussischen Geschichte und vor allem in der Geschichte des Preussischen Landtages dauernd verzeichnet bleiben werden.

Nun, da er von uns geht, nehmen wir, die wir mit ihm für das Wohl unseres Volkes gekämpft und gerungen haben, in Behmutz und Dankbarkeit Abschied und entbieten ihm unseren letzten stillen Gruß.

Die Staatsregierung wird dem Verstorbenen stets ein ehrendes dankerfülltes Gedemerknis bewahren.

Beethoven's Trauermarsch aus der dritten Sinfonie (Credo) erklang. Das war der Abschied von Friedrich Bartels aus dem Hause, in dem er seit 1919 als berufener Vertreter der Sozialdemokratie und seit 1925 als Präsident gewirkt hat.

Damit war die offizielle Trauerfeier beendet. In aller Stille wurde um 6 Uhr abends der Sarg nach dem Krematorium Gerichtstraße übergeführt, wo er von einer Abteilung des Reichsbanners in Empfang genommen und aufgebahrt wurde.

Die Feier im Krematorium.

Vor dem Eingang zum Krematorium in der Gerichtstraße, in dem um 10 Uhr die Trauerfeier für Friedrich Bartels stattfindet, hielten sich schon lange vor Deffnung der Tore die Freunde und Parteigenossen des Toten. Von den Mitgliedern des Parteivorstandes, der fast vollständig an der Feier teilnahm, werden die Familienangehörigen geleitet. Der Sarg ist von Kränzen bedeckt. Ganz vorne liegen, mit roten Schleifen, dem treuen Kollegen gewidmet, die letzten Blumengrüße seiner Gewerkschaft, der Postler und Maler. Zu Häupten des Sarges stehen die Banner: Banner der Partei, des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold und die Fahne des 13. Berliner Kreises, dem Bartels angehört. Die Sozialistische Arbeiterjugend hat zu Ehren des Vorkämpfers des Sozialismus ihre Vertreter entsandt: ein Junge und ein Mädchen halten das rote Achteckchen zu Ehren des Toten. Die Pommeren, deren Landsmann Bartels war,

und die Schleswig-Holsteiner, in deren Provinz er lange Jahre wirkte, sandten Delegationen zur Teilnahme an der Trauerfeier. Über auch aus der Rheinprovinz und aus der Provinz Sachsen sind Delegierte erschienen. Das Reichsbanner stellt die Ehrenwache.

Orgelmusik leitet die Feier ein. Dann folgt, vom Streichquartett des Berliner Sinfonie-Orchesters vorgelesen, das Adagio aus dem B-Dur-Konzert von Mozart. Der Weinlese-Männerchor, unter Leitung von Georg Oskar Schumann, singt Vendevais „Ausklang“.

Otto Wels

nahm sodann das Wort zu seiner Trauerrede: „Nun sind wir denn, Friedrich Bartels, mit Dir, unserem Freund, den letzten Weg gegangen. Zur ewigen Ruhe mühten wir Dich geleiten, der Du einer unserer Besten warst. Mit Deinem klugen Rat, mit der Gleichheit und Ruhe Deines Wesens halfst Du die Mauern unseres Organisationsgebäudes errichten, und jetzt, da Du nicht mehr bist, wissen wir alle, daß es echtes Gold ist, was wir an Dir verloren haben. Ganz gleich, ob uns Sieg oder Unglück traf, in jeder Lage warst Du ein ganzer Mann. Vor Haß und Wahn bist Du nicht einen Schritt zurückgewichen. Stets bist Du als Kämpfer Dir gleich geblieben. So beklagen wir es denn gerade in der heutigen Zeit doppelt und dreifach, daß wir von Dir Abschied nehmen müssen, denn es gilt jetzt, die Scharen neu zu gliedern, weil in gewitterschwangerer Zeit die Nacht auf schwarzen Wegen geht. Aber trotz allem Irrwahn wird das Junge blühen, weil das Alte und Morische versinkt. Gerade jetzt aber bist Du von uns gegangen. Lange Wochen hast Du mit dem Tode gerungen, bis endlich das treue Herz den Dienst versagte. Deine Kollegen im Parteivorstand und die Partei haben mit Dir fast den letzten verloren, der schon in der Vorkriegszeit durch das Vertrauen der Genossen an ihre Spitze gerufen wurde. Die Partei übertrug Dir den Posten, der, besonders verantwortungsvoll, ruhig und sachlich geführt werden mußte: die Finanzverwaltung der Partei. Deine innere Sicherheit, Deine klare Sachlichkeit haben Dich auf allen Deinen Wegen begleitet.“

Als Du aus der Enge Deiner pommerischen Heimat den Weg in die Fremde gingst, als Du als junger Maler dort oben im deutschen Norden, in Hamburg, tätig warst, richtete der Blick Deiner Berufsgenossen sich bald auf Dich. Sie beriefen den 33jährigen zum Leiter der Berufsorganisation, bis dann die Partei daran ging, durch Angestellte ihren Organisationsapparat auszubauen. Dich entsandte sie nach Schleswig-Holstein. Dort oben gibt es kein Dorf und keine Stadt, wo die Genossen Dich nicht kannten, und heute trauern diese Genossen mit uns.

Organisatorisch aufbauend, agitierend und werdend warst Du für die Partei tätig. Stets warst Du bereit, ohne zu fragen, den Platz zu beziehen, auf den die Notwendigkeiten Dich beriefen. Deshalb lohnte die Partei Deine aufopfernde und unermüdete Tätigkeit dadurch, daß sie Dich in ihre Spitze berief.

Als ihren Vertrauensmann berief sie Dich in eine Stellung, in der Du Dir als Taktiker, als Organisator, als selbstloser Arbeiter, der vor keiner Aufgabe zurückschreckte, die höchsten Verdienste um die Arbeiterfrage erworben hast. Gerade Deine Ruhe zeigte Dich als einen

Optimisten, den kein Mißgeschick niederbeugt.

Du vermochtest bei jedem Rückschlag, der im politischen Kampf nicht ausbleibt, durch Hinweis auf das hohe Ziel stets zu neuer Arbeit, zu neuem Angriff aufzumuntern. Dein ruhiges Temperament verband sich mit einem scharfen Blick für die Latenzen und die Forderungen des Augenblicks und in der unermüdeten Beharrung bei dem einmal als richtig erkannten Ziel. Es drängt sich uns das Wort von Jean Jaures auf, „daß es das Vorrecht der hohen und reinen Geister sei, die sich einer großen Idee hingeben, niedrige Paniken ebenso wenig zu kennen wie das Faustblei des Siegestaumels“.

Trotz seiner Arbeit, so fuhr Wels fort, fand Friedrich Bartels stets Zeit zum Selbststudium und zur eigenen Fortbildung. Es war erstaunlich, wie groß der Kreis seiner Interessen auf diesem Gebiete war. Fast zehn Jahre gehörte Bartels der Hamburger Bürgerschaft an und oft genug hat er dort von der Tribüne herab für die Arbeiterklasse gefochten. Er war einer der Männer, die der kleinen sozialdemokratischen Fraktion in der alten Hamburger Bürgerschaft unter der Führung Otto Stolten's durch ihre rege Tätigkeit steigendes Ansehen verschafften. Nach dem Zusammenbruch des Jahres 1918 war er berufen, im Preussischen Landtag das verantwortliche Amt des Vorsitzenden des Haushaltsausschusses zu übernehmen, bis er vor nunmehr sieben Jahren zum Präsidenten des Landtages gewählt wurde. Seine Verdienste als Präsident sind heute nachmittags im Landtage gewürdigt worden. Und gerade politischer Andersdenkende beklagten, daß Friedrich Bartels wohl Gegner, aber keine Feinde hatte. Die Trauer um ihn ist groß, und viele Kundgebungen gelangen an uns, in deren Reihen der Tod in den letzten Jahren so reiche Ernte hielt. Wir richten den Blick zurück und denken der Männer, die mit Friedrich Bartels zusammen und vor ihm in der Rettung der Partei waren. Noch ist die Lücke nicht geschlossen, die Hermann Müllers Schreiben in unsere Reihen riß. Wir denken an Friedrich Ebert, an Mostenbühr, an Pjankusch, an Adolf Braun, und wir wissen, welche enge Freundschaft Bartels mit dem verstorbenen Adolf von Elm und Karl Begien, den Kämpfern seines Wahlkreises, verband. Was Partei und Arbeiterklasse an Bartels verloren, ist in den Worten, die wir sprechen, nicht auszudrücken. Als Organisator, als Agitator, als ein Mensch, der überall da, wo er tätig war, steigendes

Reichstagsarbeit.

Die großen Ausschüsse tagen.

Der Haushaltsausschuss des Reichstages nimmt am Donnerstag seine Beratungen auf, die wahrscheinlich viele Wochen dauern werden. Entsprechend dem Verlangen der sozialdemokratischen Fraktion wird der Ausschuss sich zunächst mit den Anträgen auf Kürzung der hohen Pensionen beschäftigen und dabei gleichzeitig den von der Reichsregierung Anfang dieses Jahres vorgelegten Gesetzentwurf beraten. Als Berichterstatter hierfür ist der sozialdemokratische Abgeordnete Rohmann in Aussicht genommen.

Einen weiteren wichtigen Gegenstand der Beratungen des Ausschusses stellen die Anträge auf Abänderung der Notverordnung vom 6. Oktober dar. Hier liegt neben einem umfangreichen Gesetzentwurf der Sozialdemokraten auch ein Gesetzentwurf der Bayerischen Volkspartei vor. Ferner wird sich der Haushaltsausschuss mit den Einsprüchen des Reichsrats gegen frühere Beschlüsse des Reichstages über die Einführung von Gefrierfleisch und die Erhöhung der Besitzsteuern zu beschäftigen haben.

Daß die Nationalsozialisten sich an der Tagung des Haushaltsausschusses nicht beteiligen werden, ist als sicher anzunehmen. Dagegen schweben bei den Deutschnationalen noch Ermägungen, ob ihre Teilnahme zweckmäßig sei. Bleiben Nationalsozialisten und Deutschnationale den Beratungen fern, dann verfährt der Ausschuss statt über 85 nur noch über 26 Mitglieder, von denen 9 auf

Ansehen erwarb, steht er vor uns. Ihm etwas in die Hand geben, hieß es ihm ans Herz legen. Sein unbestechlicher Gerechtigkeitsinn sicherte ihm auch die Achtung des politischen Gegners. In einer Zeit, die den politischen Kampf in die Reihen der Gasse herabzog, wagten sich an seine makelloso Persönlichkeit niedriger Klatsch und Verleumdung nicht heran. Innig und herzlich war sein Familieninn. Sein Familienleben war vorbildlich und Frau und Sohn trauern mit uns. So nehmen wir denn Abschied von ihm in dem Bewußtsein, den guten Kameraden verloren zu haben. Wir sagen mit den Worten des Dichters:

Denn er war unser bis zum Totenschein,
Für uns hat er gelebt, für uns gelitten,
Dem Volke nur gehörte all sein Sein,
Und für sein Volk hat einzig er gestritten.
Darum wird er in unserm Herzen leben,
Mit ihm sein Wirken und mit ihm sein Streben.

Friedrich Bartels, treuer Kämpfer, Genosse und Freund, ruhe in Frieden!

Wieder singt der Männerchor. Ergreifend erklingt Ushmanns „Du fernes Land“. Unter Indigs Leitung erklingt das Adagio aus dem C-Dur-Konzert von Mozart. Orgelspiel. Die Trauernden haben sich erhoben, die Fahnen werden geneigt, der Sarg versinkt.

Gedenkfeier der Landtagsfraktion.

Die sozialdemokratische Landtagsfraktion veranstaltete am Montagmorgen für den verstorbenen Landtagspräsidenten Genossen Friedrich Bartels eine feierliche, würdige Gedenkfeier. Die Mitglieder der Fraktion waren dazu fast vollständig erschienen. Auf dem Plage des dahingegangenen Kollegen stand in schwarz verhüllter Base ein prächtiger Strauß roter Nelken; der verwaiste Stuhl war mit Tannengrün geschmückt.

Für den Fraktionsvorstand widmete Genosse Robert Veinert dem Verstorbenen folgenden Nachruf:

Als mit dem Tode unseres Genossen Bartels die in ihm wühende Krankheit ihr Ziel erreichte, waren auch zugleich seine Hoffnungen zerstört, die er bis zuletzt hegte: sein Amt als Präsident wieder anzutreten. Denn er liebte dieses hohe Ehrenamt mit all den Sorgen für die Beamten und Angestellten, denen er ein guter Vorgesetzter sein wollte und war, das ihm republikanische Würde verschaffte, das er auch nach außen hin mit der ihm eigenen Verbindlichkeit zur Geltung zu bringen wußte und das er mit überlegener Mühe und Unparteilichkeit verwaltete. Seine Präsidenschaft hat ihm nicht die Feindschaft anderer Parteien, sondern höchste Achtung und Anerkennung erworben.

Erst die Republik hat die Grundlage dafür geschaffen, daß ein Sozialdemokrat Präsident eines deutschen Parlaments werden konnte. Im Dreiklassenparlament der Vorkriegszeit waren die Monarchisten unter sich. Einer der damaligen Präsidenten durfte den Sach prägen, daß die Sozialdemokratie nie Subjekt, sondern nur Objekt der Gesetzgebung sein dürfe. Seitdem die Sozialdemokratie nach der Revolution mit an verantwortlicher Stelle steht, war auch die Garantie für eine objektive Handhabung der Präsidialgeschäfte gegeben. Friedrich Bartels brachte freilich nicht das mit, was früher für das hohe Amt des Präsidenten erforderlich war: Zugehörigkeit zum Adel und akademische Bildung. Dafür aber brachte er mit die

Erfahrung der harten Schule des Lebens.

die jedem Sozialdemokraten seiner Generation, der als Führer tätig war, beschieden gewesen ist.

Er entstammte einer vorpommerischen Häufersfamilie, er war in der Kirche seines Heimatortes Volk Chorführer, und der arme Junge hat wohl damals selbst nicht geglaubt, daß er einmal eines der höchsten Ämter in der Sozialdemokratischen Partei und im Parlament erreichen würde. Er wurde Maler, ging auf die Wanderschaft, bis sich in Hamburg sein Lebensweg entschied. Ein in Hamburg ausgebrochener Streik machte ihm das Verwirklichen des Streikbrüchens klar, er begriff die große Idee proletarischer Solidarität, er wurde Mitstreiter in der gemerkchaftlichen und sozialdemokratischen Front. So wurde er in jungen Jahren Funktionär der Arbeiterbewegung, wurde einer ihrer unermüdeten Agitatoren und erfuhr das Schicksal so vieler anderer Vorkämpfer, als die besitzende Klasse ihn mit ihrem Haß verfolgte. Aber die Arbeiter erkannten sein Wirken an, sie schickten ihn 1904 in die Hamburger Bürgerschaft, er wurde Angestellter des Malerverbandes und 1906 für den Bezirk Schleswig-Holstein Parteifreier. Sieben Jahre verwaltete er dieses Amt, bis er 1913 auf dem Parteitag in Jena zum Mitglied des Parteivorstandes gewählt wurde. Ueber sein Wirken in der höchsten Parteiführung wird ein Berufener reden.

Wir hier kennen seine Tätigkeit als Mitglied des Preussischen Landtages und als Vorsitzender des Hauptausschusses, bis er 1925 als Präsident gewählt wurde. Nun hat der Tod dieses Leben-voller Arbeit und Erfolge abgeschlossen.

Wenn wir ihm heute Dank sagen, so mag das ein Trost sein für seine schwergeprüfte Gattin, ohne deren opferbereite Entfaltung er hätte niemals so großes leisten können. Wir alle kennen dieses Los der Frauen von führenden Genossen und die Genossin Bartels mag in ihre Einsamkeit das Gefühl mitemehmen, daß sie mitgewirkt hat, das Leben eines so prächtigen Menschen bis zu seinem Tode der Partei zu erhalten. Einer nach dem anderen unserer Generation zieht ins Reich der Schatten. Er war der letzte der Sekretäre des Parteivorstandes aus der Vorkriegszeit. Ihm sind vorangegangen Ebert, Müller, Flammhuth, Gerlich, Adolf Braun, Mostenbühr u. a. Möge der Tod dieser Führer für die jetzige und kommende Generation eine Mahnung sein, in gleichen Geiste zu wirken für unser Ziel, das Proletariat aus den Fesseln des Kapitalismus zu befreien, um das zu vollenden, was Friedrich Bartels zu schauen nicht mehr beschieden war.

Die Fraktion hörte den Nachruf zu Ehren des Verstorbenen stehend an.

die Sozialdemokraten und 5 auf die Kommunisten entfallen. Diese Mehrheitsverhältnisse, die der wirklichen Zusammensetzung des Reichstages nicht entsprechen, verleihen natürlich den Verhandlungen des Haushaltsausschusses eine besondere politische Bedeutung.

Gleichfalls am Donnerstag treten der Verkehrsausschuss und der Wohnungsausschuss des Reichstages zusammen. Im Wohnungsausschuss werden erneut die Anträge über ein Wohnheimstättengesetz zur Beratung gestellt. Die Reichsregierung hatte ursprünglich ihre Teilnahme an diesen Beratungen abgelehnt mit der Begründung, daß innerhalb der Reichsregierung selbst Ermägungen über ein Wohnheimstättengesetz schwebten. Diese Ermägungen haben jetzt zu einem Referenten-Entwurf des Reichsarbeitsministeriums geführt, der in der neuesten Nummer des Reichsarbeitsblattes der Öffentlichkeit unterbreitet wird. Nach Fertigstellung dieses Entwurfs hat jetzt die Reichsregierung gegen die Aufnahme der Arbeiten im Wohnungsausschuss, denen auch der Entwurf des Arbeitsministeriums zugrunde gelegt werden wird, keine Bedenken mehr. Sie wird deshalb auch bei den kommenden Beratungen durch ein Mitglied des Arbeitsministeriums vertreten sein, das allerdings nach Lage der Sache an den Ausschussarbeiten weniger aktiv, als beratend teilnehmen wird.

In der nächsten Woche werden dann noch weitere Reichstagsausschüsse ihre Arbeiten aufnehmen. U. a. wird der Sozialpolitische Ausschuss wieder zusammentreten, um einen Bericht der Reichsregierung über den Stand der Sozialversicherung entgegenzunehmen.

Böß soll Klarheit schaffen.

Vor der Vernehmung des Magistrats im Sklarek-Prozess.

Nach einem Monat Sklarek-Prozess ist man endlich so weit, die Zeugen zum ersten Abschnitt der Anklage vernahmen zu können. Am Donnerstag beginnt ihr Aufmarsch. Etwa 60 Zeugen enthält die vorläufige Liste des Vorsitzenden. Es werden ihrer mehr werden. Als erste sollen sämtliche Magistratsmitglieder vernommen werden: der Oberbürgermeister Böß, Bürgermeister Scholz, der frühere Kammerer Dr. Karding, der jetzige Bürgermeister Lange, die Stadträte Weege und Jangemeister, Generaldirektor Schünning von der Behala, Stadtschulrat Nordahl und der frühere Geschäftsführer der A.B.G. Novarra.

Der Vorsitzende gibt bei Mitteilung seiner Dispositionen unter anderem die folgende bedeutsame Erklärung ab: Ich habe mich bis jetzt dagegen gesperrt, daß in diesem Stadium der Verhandlung Namen von Leuten hineingezogen werden, deren Zusammenhang mit dem Prozess aus der Anklage nicht ohne weiteres sichtbar ist. Ich bin aber geneigt, jetzt bei Eintritt in die Beweisaufnahme

jämliche Magistratsmitglieder zu vernehmen, um über die Hintergründe der Sklarek-Affäre Klarheit zu schaffen.

Die Herren vom Magistrat sollen hier sagen, was gespielt worden ist. Oberstaatsanwalt Dr. Steinäcker widerspricht nicht der Vernehmung dieser Zeugen, wendet sich aber gegen die vom Rechtsanwalt Dr. Kuchig überreichten Beweisanträge, da er der Ansicht ist, daß sowohl das „Spendensystem“ des Magistrats als auch die „Schwarze Kladder“ für die Verteidigung des Angeklagten Gaebel ohne Bedeutung seien. Insbesondere die „Schwarze Kladder“, die gewissermaßen in einen Kinderstreu und in einen Popanz ausgeartet sei, stelle durchaus kein Geheimbuch der städtischen A.B.G. dar, sondern ein ordnungsmäßiges Geschäftsbuch, das neben Namen von Magistratsmitgliedern auch solche kleiner Beamten enthalte, die von Kieburg beliefert wurden. Die Verteidiger der Angeklagten Sklarek, die Rechtsanwälte Julius Meyer I und Dr. Müßel unterstützen aber den Antrag des R.A. Dr. Kuchig im Interesse ihrer Klienten: Es sei von großer Wichtigkeit, durch die Vernehmung der „Schwarzen Kladder“-Zeugen den Nachweis zu führen, in welcher korrupten Kieburg-Welt die Angeklagten hineingeraten seien. Der Vorsitzende schlägt ein Kompromiß vor, er macht die Verteidigung darauf aufmerksam, daß die entsprechenden Fragen an die bereits geladenen Zeugen gestellt werden könnten und man dann im Laufe der Beweisaufnahme sich darüber schlüssig werden könne, ob noch weitere Zeugen benötigt werden. — Die Nachmittags-Sitzung war mit Erörterungen über die Zuwendungen an Kohl und Schneider ausgefüllt. Kohl behauptete, die Sklarek'schen Kleiderlieferungen bezahlte zu haben. Willi Sklarek erklärte aber, daß, wenn in den Büchern keine Preise stehen, diese auch nicht berechnet werden sollten. Leo Sklarek wirft Kohl vor, er habe gewußt, in welcher Weise die Firma Sklarek durch Kieburg betrogen worden sei. Kohl habe immer wieder gesagt: Seid ruhig, es wird schon besser werden. Er, Leo Sklarek, wolle aber jetzt alles sagen und niemanden schonen. Es gibt, so ruft Leo Sklarek aus, auch jetzt noch Stadtbauräte, deren Frauen an Unternehmen beteiligt sind, die von der Stadt Millionenaufträge erhalten.

Der Angeklagte Schneider, früher Bürgermeister von Bezirk Berlin-Mitte, hat sich eingehend über seine Vermögensverhältnisse zu äußern. Außer seinem Gehalt in Höhe von 1500 Mark hatte die Frau noch Zuschüsse in Höhe von 500 Mark. Die Brüder Sklarek lernte Schneider auf einem Fest des Reichsverbandes der Caféhausbesitzer durch dessen Präsidenten Stüber kennen. Sie wurden ihm als angesehene Kaufleute und als Mitglieder angesehenen Klubs vorgestellt. Schneider suchte Max Sklarek mehrmals in der Woche im Büro auf und buzte sich schließlich mit allen drei Brüdern. Irgendwelche Zuwendungen erhalten zu haben bestreitet

er; auf Veranlassung von Max Sklarek, der unter Berufung auf seine Beziehungen zu Tuchlieferanten ihm die Anzüge mit 25 bis 30 Proz. billiger liefern wollte, entschloß er sich, seine Garderobe bei der Firma Sklarek zu bestellen. Schneider will sämtliche Garderobe bezahlt haben. Die Preise seien durchaus angemessen gewesen. Daß für ihn bei Keller und Foch genötigt worden sei, habe er erst von dem Kontursverwalter erfahren. Die Preise, die diese Firma den Sklareks berechnet habe, seien übermäßig hoch gewesen und als solche von den Sachverständigen der Handelskammer anerkannt worden. Das Geld habe er stets Max Sklarek gezahlt. Lehmann behauptet aber, die Summen seien nicht durch die Bücher gegangen und das sei nur so zu erklären, daß entweder Leo Sklarek das Geld nicht abgeführt oder Schneider nicht gezahlt habe. Es liegen die von Schneider beglaubigten Rechnungen vor. Heute wird die Vernehmung des Angeklagten Schneider fortgesetzt. Es werden die Geldzuwendungen an ihn zur Sprache kommen.

Neuer Geist in neuen Schulen



Rückschritt und Reaktion möchten wieder in unseren Schulen Einzug halten. Not und Sparsamkeit sollen ihnen die Wege bereiten. Noch aber lebt der neue Geist! Unser Bild zeigt einen schönen von dem Bildhauer W. E. Schade geschaffenen Wandbrunnen in der neuen Volksschule in Weiffensee. Die Schule, deren klare und ruhige Architektur und innere Gestaltung vorbildlich genannt werden kann, hat auf dem Hof einen zweiten, von dem gleichen Künstler geschaffenen Brunnen erhalten, der die Bildwerke zweier Fohlen zeigt.

Reins unter Mordanklage.

Haftbefehle gegen die Chauffeurmörder.

Die Voruntersuchung gegen den Mörder Ernst Reins wegen des an dem Geldbrieffräger Schwan im Frühjahr verübten Raubmordes steht unmittelbar vor dem Abschluß. Staatsanwaltschaftsrat Dr. Höfer ist bereits mit der Fertigstellung der Anklageschrift betraut. Die Anklage wird gegen Ernst Reins auf Raub und Raub lauten, gegen seine Ältere Schwester Sophie auf Beihilfe und gegen die Mutter auf Hehlerlei bzw. Begünstigung.

Dagegen wird beantragt werden, die jüngere Schwester Jenny, die bereits vor einiger Zeit aus der Haft entlassen worden ist, außer Verfolgung zu legen. Nach Zustellung der Anklageschrift werden die Akten sofort der Strafkammer zur Eröffnung des Hauptverfahrens zugeleitet werden. Das sehr umfangreiche Gutachten des Gerichtsarztes, Medizinalrat Dr. Dyrenfurth, bejahet bei sämtlichen Angeklagten die volle Verantwortlichkeit und verneint die Anwendbarkeit des § 51.

Wie die Justizpressestelle mitteilt, hat der Vernehmungsrichter im Polizeipräsidium gestern gegen die Arbeiter Wittfock und Rohrbach Haftbefehle wegen des dringenden Verdachts erlassen, den Droschkenschaffeur Kohl auf der von Buchholz nach Sperlingslust führenden Chaussee ermordet zu haben. Ferner hat der Vernehmungsrichter gestern Haftbefehl gegen Thiele erlassen, wegen des dringenden Verdachts des Diebstahls und des Mordes an seiner Tante Frau Schimmelpfennig.

Thermometer in der Bauchhöhle.

Sensationeller Fund bei einer Obduktion.

Meserich, 16. November.

In der Landesheil- und Pflegeanstalt Meserich-Obrawalde wurde bei der Obduktion eines verstorbenen Geisteskranken in der Bauchhöhle ein Fieberthermometer gefunden, das als Ursache einer tödlichen Bauchfellentzündung angesehen werden muß.

Nach dem Befund hatte das Thermometer schon längere Zeit im Körper gelegen. Bei der Entdeckung des Fieberthermometers brach der die Leichenöffnung leitende zuständige Oberarzt diese sofort ab und benachrichtigte die Staatsanwaltschaft Meserich, in deren Gegenwart und in Anwesenheit des zuständigen Kreisarztes dann die Sektion zu Ende geführt wurde. Es ist vorläufig noch ungeklärt, wie der Geistesranke zu dem Thermometer gekommen ist, da eine sofort vorgenommene Revision ergeben hat, daß von den in der Landesheil- und Pflegeanstalt vorhandenen Fiebermessern keiner fehlt. Die weitere Untersuchung des eigenartigen Vorfalles liegt in den Händen der Staatsanwaltschaft Meserich.

Autounglück auf Hamburger Chaussee.

Der todbringende Sommerweg.

Ludwigslust, 16. November.

Auf der Hamburg-Berliner Chaussee ereignete sich ein schwerer Autounfall. Der Reisefuhrbesitzer Bramstedt aus Rostock befand sich mit seinem Kinowagen auf der Fahrt von Ludwigslust nach Kummer. Infolge einer Reifenspanne kam der Wagen ins Schleudern, geriet auf den Sommerweg und stürzte um. Die im Wagen sitzende Cousine des Besitzers, Anneliese Bramstedt, geriet so unglücklich unter das Auto, daß der Tod auf der Stelle eintrat. Der Fahrer wurde leicht verletzt.

Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold des Ortsvereins Neu-

kölln-Brig veranstaltet am Mittwoch (Buhstag) 16 Uhr in der „Neuen Welt“, Hafendeiche, gemeinsam mit dem Arbeiter-Athletenbund eine Veranstaltung unter dem Titel „Sport und Technik“ — Artisten-Beitritt. Die Veranstaltung soll einen Auschnitt aus dem Wirken der Organisation geben.



Aber der Junge schüttelte den Kopf. „Ich werde niemals anders denken. Und sobald ich genommen werde, gehe ich mit! Ich war schon vorige Woche bei Major Steiten vom Bahnhofkommando, und er hat mir versprochen, ein Wort für mich einzulegen, und —“

Er brach ab, denn das Gesicht Germaines wurde von einem so lächen Entsetzen überflutet, daß auch er erschraf. Sie sprach kein Wort, sie preßte nur ihre beiden Handflächen an einander, in einem grenzenlosen, gewaltsam hervordringenden, summen Schmerz, der hilflos nach Ausdruck suchte. Dann stand sie auf und wandte sich zum Fenster.

Auch der Bruder stand einen Augenblick stumm. Er fühlte den Schmerz, den er der Schwester zusügte, in diesem Augenblick wie eine schwere, drückende Schuld.

Aber dann legte er den Arm um Germaine. „Aber so schnell geht das doch nicht, Schwesterchen, liebes, ich bin ja noch gar nicht genommen, ich bin ja auch noch zu jung. Bis ich dran komme, da vergehen noch viele Wochen und Monate. Bis dahin ist der Krieg schon beendet. Jetzt schon um meine Heldenleiche zu weinen, das ist doch wirklich ein bißchen früh!“ Er schüttelte die Schwester ein wenig, als sie noch immer wortlos stand. „Aber Germaine!“

Germaine rührte sich nicht. Wortlos starrte sie vor sich hin. Walter ließ von ihr ab und folgte ihrem Blick. Aber draußen war nichts zu erkennen. Garten und Felder, alles lag in tiefem Dunkel.

Endlich wandte sich Germaine ihm zu. „Ich weine nicht, Walter“, sagte sie mit einer unnatürlichen Ruhe, „aber ich weiß, ich fühle es — der Krieg wird nicht zu Ende sein. Ich habe Doff hergeben müssen — Vater ist tot — nun wirst auch du gehen. Dem Untergang entgegen —“

Auf dem großen Platz vor der Universität standen Gruppen junger Menschen zusammen. Andere promenierten in lebhaftem Gespräch hin und her. Da und dort Uniformen,

feldgrau, mit dem Eisernen auf der Brust, Urlauber oder leicht Verwundete, die alte Freunde begrüßten oder ein paar Vorlesungen hörten.

„Es ist einfach alles Quatsch hier, was ihr macht! Wenn ich wirklich heil zurückkomme — diese Museumskasernen hier sieht mich bestimmt nie wieder. Jahrelang Lautgehe und Lautverwandlungen pauken, gotisch, althochdeutsch, altnordisch, mittelhochdeutsch, altenglisch, altfranzösisch — ja, alt, alt! Darauf kommt's hier an! Ich klatte um und werde Mediziner, das hat noch Hand und Fuß! Aber eure dämlichen Handschriften, aus denen einem der ganze Altentstau der Vergangenheit entgegenströmt — ich danke!“ Der junge Feldgrau paffte wütend den Rauch aus seiner Pfeife.

Sein Freund legte den Arm um seine Schultern. „Recht hast du, Fuchs, mir stehts auch hier oben! Draußen gehen Welten in Trümmer, die ganze Erde brennt, und wir sitzen hier über unseren Scharteken, und die alten Kracher, die uns das Zeug vortauen, tun noch, als sei das die tiefste Weisheit des Lebens! Wie bin ich bloß auf die blödsinnige Idee gekommen, Philologie zu studieren!“ Er faßte den Kommilitonen am Arm und schlenderte langsam mit ihm auf und ab.

Die Zurückbleibenden setzten das Gespräch fort. „Natürlich haben sie recht. Aber lieber Gott, man wäre schon dumm, in einer anderen Fakultät von vorne anzufangen, jetzt, nach vier Semestern! Da ist's auch nicht besser!“

„Mein Bruder studiert Chemie — na, der muß erst Formeln oeffnen! Da herrscht bei uns das reinste Paradies!“

„Na, und erst Jus — dann schon lieber Philologie!“

Es klingelte. Langsam ging man auseinander und trat in die Universitätsstraße ein.

„Auf nachher!“

„Was hast du denn jetzt? Ich gehe zum „Tituler“!“

„Na, viel Vergnügen, ich lasse mir die Borläufer Shakespeare servieren!“

„Warte auf mich am Vehrjaal 16, bei uns dauerts immer länger. Der Frohstopp kann sich nicht trennen —“

Man verstummte, denn die Tür des Dozentenimmers öffnete sich, und ein kleiner dider Herr mit einem großen Bücherpad unter dem Arm trat heraus. Die Studenten verschwanden in ihre Hörsäle.

da hatte es wahrhaftig keinen Zweck mehr, ins Kolleg zu gehen. „Der ältere Minnefang“ — na, darüber wußte sie ja nun bald bescheid — außerdem stand alles fast wörtlich im „Grundriß“. Eventuell pumpte man sich ein Kollegheft. Ja, wenn es die Vorlesung über die Renaissance oder Volzac oder Bergson gewesen wäre! Aber so hatte sie den Morgen zum Klavierspiel verwendet. Immer stärker jesselte sie die Musik, immer schwerer wurde es ihr, sich davon loszureißen.

Ja, heute verstand sie Vater, der sich mit aller Macht dagegen gestraubt hatte, daß sie als Kind schon Unterricht erhielt. Sie hätte niemals von der Musik lassen können, das wußte sie jetzt.

Germaine ging langsam hinüber zu den Seminargebäuden. Am besten, sie setzte sich noch eine Stunde oben hin und las die Saga von Grettir, dem Gedächtnis, zu Ende. Sie hatte gestern damit begonnen und stand sofort wieder unter dem Eindruck dieser realistischen, herben Erzählungskunst, sobald sie nur daran dachte. Da bekam man einen anderen Eindruck von den idealen, blonden und blauäugigen Germanen, wie man sie sich auf der Schulbank gedacht hatte.

Das war eine harte, blutige Zeit gewesen, da droben auf der kleinen Insel. Das war eine Welt, in der die Menschliche Eis und Feuer gleichzeitig in sich bargen, wie die isländische Landschaft, eine Welt der Grausamkeit und des Todes, der hier nach Besitz, des unbändigen Stolzes, aber auch der Seelengröße und der Geschlossenheit. Menschen, die einem plötzlich ganz nahe dünkten, als hätten sie nicht vor Jahrhunderten gelebt, denn waren ihre Leidenschaft, ihre Sehnsucht, ihr Egoismus, ihre Liebe, ihre Furcht nicht dem verwandt, was man selbst in sich fühlte? In Gedanken verfunken ging Germaine die Treppe hinauf, die zum Germanischen Seminar führte.

„Das ist doch Germaine Soriot!“ Ein großer, junger Mensch, der eben die Treppe herunterkam, blieb stehen und lachte über das ganze Gesicht.

Ueberrastet streckte ihm Germaine die Hand entgegen. „Kurt! Wo kommst du bloß her! Studierst du denn auch hier?“

Der junge Mann schüttelte lachend den Kopf. „Gott behüte! Ich bin bloß ein paar Tage zu Besuch bei meinen Verwandten. Heute wußte ich unseren Schulkameraden Heimlich hier treffen, aber wir müssen uns verheißt haben. Ich lüchle ihn wie eine Stednadel überall. Statt dessen treiff ich dich — na, ich habe nichts gegen diesen Tausch einzuwenden.“

(Fortsetzung folgt.)

Don Juan im Seifenladen.

Massen-Rendezvous der Paddelbräute — Fingierter Einbruch

Der 19jährige Handlungsgehilfe Kurt L. war von der Firma, bei der er gelernt hatte, zum Leiter einer Filiale ihres Seifengeschäftes in der Borststraße eingesezt worden. Zu den Kunden gehörte der schon erheblich vorbestrafte Waler Richard P., der dem jungen Manne Damenbekanntschaften vermittelte.

Die beiden gaben ein Inserat auf, in dem sie die Bekanntschaft einer Paddelbootbegleiterin mit eigenem Boot suchten. Es meldeten sich auch nicht weniger als neunzehn anschlusssüchtige Mädchen, die alle zu derselben Stunde zum Rendezvous am Bahnhof Friedrichstraße bestellt wurden. Die beiden Freunde kamen auch hin und sahen sich das Treiben an. Da ihnen aber keine der erschienenen Frauen gefielen, meldeten sie sich nicht, sondern verschwanden wieder, fanden aber anderweitig reichlichen Erfolg und in dem Hinterzimmer der Filiale wurden zur Tages- und Nachtzeit tolle Feste abgehalten. Der 19jährige Filialleiter entnahm die Mittel hierfür aus der Ladenkasse und beschien seine Freundinnen in freigebigster Weise mit Seifen und Parfümieren aus den Lagerbeständen. Am 12. Oktober sollte eine Inventuraufnahme stattfinden und die Unterschlagungen wären herausgefunden. L. verabredete mit seinem Freunde P. in der Nacht einen Einbruch vorzutauschen. P. hatte einen guten Freund, den Installateur B., der dafür gewonnen wurde, nachts in den Laden zu gehen und dort einen Einbruch vorzutauschen. Vorher hatte aber L. noch die Ladenkasse im Betrage von 300 M. an sich genommen. Er übergab P. die Ladenschlüssel und dieser sie wieder dem dritten. L. wartete in einem Café auf die Meldung, daß der „Einbruch“ ausgeführt sei. Am nächsten Morgen fand man ein wüstes Durcheinander in dem Laden. Die Kriminalpolizei merkte aber sofort, daß richtige Einbrecher nicht am Werke gewesen waren. Alle drei waren gefesselt vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte wegen schweren Diebstahls angeklagt. Die Angeklagten B. und P. bestritten aber, überhaupt in dem Laden gewesen zu sein und behaupteten, daß sie L. die Schlüssel einfach wieder zurückgebracht hätten, ohne sie benutzt zu haben. Das Schöffengericht konnte trotz dringenden Verdachts diese beiden Angeklagten nicht für überführt halten und rechnete mit der Möglichkeit, daß L. selbst noch in der Nacht im Laden gewesen war und, als er gesehen hatte, daß dort nichts angerührt war, das Durcheinander der Waren selbst ausgeführt hatte. Deshalb wurden B. und P. freigesprochen und L. erhielt mit Rücksicht auf seine Jugend wegen Unterschlagung lediglich drei Monate Gefängnis mit Bewährungsfrist.

Revolver ohne Waffenerwerbsschein.

1 Monat Gefängnis für einen Reichsbannermann.

Der Fall will registriert sein. . . Vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte stand ein Reichsbannermann unter der Anklage, gegen die Rotverordnung über Führung von Waffen verstoßen zu haben.

R., ein Mitglied des Rotfrontkämpferbundes, bis zum Juni dieses Jahres auch Mitglied der Roten Hilfe, wollte dort nicht mehr mitmachen und kam zum Reichsbanner. Daher grimmige Feindschaft seiner früheren Gesinnungsgenossen. Man bedrohte ihn, versetzte ihn bis in seine Wohnung. Er kaufte sich auf der „Ränge“ für 6 Mark einen kleinen Trommelrevolver und bewachte ihn zu Hause auf. Im Juli stellten ihn Kommunisten in einem Lokal zur Rede, wiesen ihn hinaus, folgten ihm und stürmten ihm auch noch die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Er konnte sich noch rechtzeitig hinter die Tür zurückziehen, holte seinen Revolver und drohte vom Treppenhof aus, auf die Verfolger zu schießen, falls sie sich nicht auf und davon machten. Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Der Revolver, der den lauten Wortwechsel gehört hatte, alarmierte den Polizeiposten und dieser begab sich ins Revier, um Verstärkung zu holen. Dort traf er bereits den Reichsbannermann R. an, der um Schutz gegen seine Verfolger bat. Die Frage, ob er eine Feuerwaffe besitze, bejahte er selbstverständlich; er hatte sie wie immer in seiner Wohnung.

Vor Gericht erklärte der Reichsbannermann, daß er die Waffe nie heimlich geführt und stets zu Hause aufbewahrt habe, weil er sich auch da vor seinen ehemaligen Genossen nicht sicher gefühlt habe. Er werde stets verfolgt und sei erst wieder im August zweimal überfallen worden. Der Staatsanwalt ließ die Anklage wegen Verstoßes gegen die Rotverordnung fallen — der Treppenhof sei als Teil der Wohnung zu betrachten — und beantragte wegen Vergehens gegen das Gesetz über Versteck mit Waffen und Munition (Erwerb einer Waffe ohne Waffenerwerbsschein) neun Monate Gefängnis — eine Strafe von nicht

Kälte droht — schafft Wärme!

Wärmehallen öffnen sich. — Denkt auch an die Jugendlichen.

Ein selten schöner und warmer Herbst scheint nun endgültig kalten Tagen das Feld räumen zu müssen. Der Winter hält seinen Einzug, und in diesem Winter werden viele Menschen frieren müssen. Die Stadt Berlin bemüht sich, wenigstens einem Teil der Kälteleidenden eine warme Stube zu bereiten.

Die städtische Wärmehalle in der Karstraße hat ihre Pforten bereits geöffnet und Platz und Wärme für 1200 müde, fröstelnde, ratlose Menschen, die den zermürbenden täglichen Beerlauf nach Brot und Arbeit tun, in Bereitschaft; auch in den übrigen Bezirken werden nach dem Kälteeinbruch die Wärmehallen geöffnet. Die Wärmehallen der westlichen Luhebezirke waren in den letzten noch leidlich warmen Tagen nicht stark besucht, während in den dichtbevölkerten proletarischen Wohngebieten schon jetzt Mangel an Unterkunftsstätten herrscht. Ertreulicherweise sollen im Laufe des Winters noch weitere Wärmehallen eröffnet werden. Hinzukommen die Lageshirme der Wohlfahrtsämter, die vor allem Kleinrentnern und sonstigen Unterhaltungsempfängern Ruhe und Behaglichkeit bieten sollen.

Soweit die fargen Mittel ausreichen, wurden in den Heimen Radioanlagen geschaffen, um wenigstens eine kleine Abwechslung in das trostlose Einerlei all der bedrängten Menschen zu bringen. Für die erwerbslosen Jugendlichen reicht leider die Zahl der vorhandenen Heime schon jetzt bei weitem nicht aus und es werden ihrer mit jedem Tage immer mehr.

Die Werkkurse der einzelnen Bezirksämter bieten einer viel zu kleinen Zahl jugendlicher Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zu vervollkommen, gleichzeitig erhalten die jugendlichen Handwerker Ritstagen und Vesper. Die Werkkurse erstrecken sich auf Holzbearbeitung, Leder, Metall und Buchbinderei, bei den Mädchen auf Schneidern und Haushaltsunterricht. Gleichzeitig unterhalten die Bezirksämter ein Abendheim für erwerbslose Jugendliche, wo sie gesellig zusammen sein können und durch Vorträge, Theater- und Konzertsuche auch ein wenig Ablenkung und Unterhaltung haben. Gemessen an der Gesamtzahl der jugendlichen Erwerbslosen ist die Zahl der also Betreuten erschreckend gering, sie beträgt nur etwa ein Viertel aller jugendlichen Erwerbslosen.

So ist auch der Andrang in den Jugendheimen sehr stark, sie sind teilweise überfüllt, und die jungen Menschen warten sehnsüchtig, daß auch für sie einmal Platz wird. Natürlich sind die für diese Zwecke bereitgestellten Mittel, trotzdem sie eine halbe Million Mark betragen, viel zu gering, und es wäre zur Vinderung der körperlichen und seelischen Not unserer heutigen Jugend mit all ihren großartigen Auswirkungen nur zu wünschen, daß alles daran gesetzt wird, nach Möglichkeit diese jungen Menschen vor ihrer völligen Verelendung zu bewahren. Die schützende Pflege soll auch

nicht nur den Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren zuteil werden, sondern gerade auch den jungen Menschen zwischen 18 und 21 Jahren, die den gefährlichen Einwirkungen des unfreiwilligen Nichtstuns besonders stark ausgesetzt sind.

Notverordnung und Wohlfahrtspflege.

Im Seminar für Wohlfahrtspflege, einer Arbeitsgemeinschaft zur Fortbildung in der Wohlfahrt tätiger Genossen, sprach Paul Gerlach, M. d. R., zu diesem Thema.

Genosse Gerlach kennzeichnete den verhängnisvollen Hauptfehler, der allen drei Notverordnungen gemeinsam ist: die Leistungen der verschiedenen Arten von Sozialversicherungen abzubauen und dadurch der Wohlfahrtspflege neue Lasten aufzubürden. Durch diesen sogenannten Sanierungsprozeß wird das Gebäude einer Sozialpolitik, das wir uns in den Nachkriegsjahren bis 1927 mühsam geschaffen hatten, einfach illusorisch. Aufgabe der Wohlfahrtspflege in diesem Gebiete war es, eine individuelle fürsorgerische Ergänzung zu den Aufwendungen der Sozialversicherung, auf die ein fester Rechtsanspruch bestand, zu schaffen. Besonders durch die zweite und dritte Notverordnung werden aber automatisch der Wohlfahrtspflege so viele Aufgaben aufgebürdet, daß ihre Durchführung auf die Dauer zum finanziellen Ruin der Gemeinden führen muß. Die Kommunen, die jetzt schon zu verzweifelten Mitteln der Abgabendrosselung greifen müssen, gehen zugrunde an den Aufgaben, die man der Wohlfahrtspflege auf dem Wege der Notverordnung zugehoben hat. Eine Sanierung der Sozialversicherung durch Erhöhung der Beiträge zur rechten Zeit, wie sie von den Sozialdemokraten schon 1927 und 1928 gefordert wurde, wurde abgelehnt. Jetzt wird nun versucht, die Sozialversicherung zu entlasten; daß jeder Leistungsabbau dort sich als erhöhte Inanspruchnahme der kommunalen Wohlfahrtspflege auswirkt, wird übersehen. Es geht nicht an, daß die Sanierung der notleidenden Sozialversicherungen (besonders die Arbeitslosenversicherung) auf Kosten der finanziell schwächeren Kommunen durchgeführt werden soll. Die Wohlfahrtspflege darf nicht auf das Niveau der alten kaiserlichen Armenpflege gedrückt werden. Unantastbar muß auch der Rechtsanspruch auf die Leistungen der Sozialversicherung bleiben. Die Wohlfahrtspflege muß von den ihr aufgebürdeten „unechten Aufgaben“ befreit werden. Die Verschlebung der Aufbringung der Lasten war ein verhängnisvoller Konstruktionsfehler. Es gilt nun, diese Erkenntnis zu verwerten, eine Umkehr muß einsehen, je eher um so wirkungsvoller.

Die Ausführungen Gerlachs, die er mit vielen schlagkräftigen Beispielen belegte, fanden besonders in ihrer Schlußfolgerung den ungeteilten Beifall der Zuhörer, die sich Tag für Tag den schwierigsten und traurigsten Aufgaben gegenüber sehen.

Endlich schnellere Baugenehmigung?

Der bürokratische Geschäftsgang muß vereinfacht werden!

In einer gemeinsamen Besprechung des Magistrats und der Vorsitzenden der Bezirksämter stellte im Auftrage des Oberbürgermeisters Magistratsoberbaudirektor Köppen als Leiter der Baupolizeiverwaltung eine Reihe von Vorschlägen zur Beschleunigung des Baugenehmigungsgeschäftes zur Erörterung.

In Betracht kommen Maßnahmen innerhalb der Baupolizei und auch der Stadtverwaltung. Der Volkswohlfahrtsminister hat in Aussicht gestellt, die Dispensbefugnis auf die zentrale Baupolizei zu übertragen. Die Maßnahmen, die die Stadtverwaltung selbst treffen kann, beziehen sich unter anderem auf die Vereinigung der Dienststellen, die mit der Genehmigung zu tun haben, in einem Gebäude, auf die Beschleunigung des Aktenverkehrs sowie eine Geschäftsanweisung, die die Erledigung innerhalb einer bestimmten Frist vorschreibt. Der Oberbürgermeister erklärte, daß die Erörterung die Grundlage für die zu treffenden Maßnahmen bilden solle. Oberbaudirektor Köppen soll die Fragen zunächst in einer Kommission gemeinsam mit den Vertretern der Bezirksämter auf ihre Durchführbarkeit hin prüfen.

Hoffentlich verlaufen diese ersten schwachen Versuche den endlosen Gang abzukürzen, den heute ein Baugenehmigungsgesuch durchzumachen hat, nicht wieder im Sande.

Leiter eines Arbeitsamtes überfallen.

Dresden, 16. November. (Eigenbericht.)

Am Montagmittag wurde der Direktor des hiesigen Arbeitsamtes, Dr. Reichmann, von einem seiner Angestellten, den er vor einigen Tagen dienstlich getadelt hatte, überfallen. Der Angestellte, ein gewisser Friedrich, verfechtete Reichmann mit einem dolchartigen Messer durch einen Stich in den linken Unterarm, so daß Reichmann ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Friedrich wurde von herbeieilenden Angestellten des Arbeitsamtes überwältigt und der Polizei übergeben.

Nicht mehr im Arbeiter-Sängerbund.

Die Gauleitung Berlin des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes gibt folgendes bekannt:

Wir machen unsere Mitglieder sowie die Partei- und Gewerkschaftsgenossen darauf aufmerksam, daß die nachbenannten Chöre nicht mehr dem Arbeiter-Sängerbund angehören, da sie es abgelehnt haben, sich eindeutig gegen die von der Kommunistischen Partei angeordnete Zersplitterung des Bundes zu erklären. Gegenteilige Behauptungen sind irreführend und entsprechen nicht der Wahrheit! „Berliner Uthmann-Chor“, „Sängervereinigung Norden“, „Arbeiterchor „Groß-Berlin“, „Unverdorfen“, „Männerchor Weissensee“, „Freier Volkschor Tegel“, „Volkschor Wilmersdorfer-Schöneberg“, „Reutköllner Harmonie“, „Friedrich-Hegar-Chor“. Die bundestreuen Mitglieder sind aus diesen Chören ausgetreten.

Regierungsrat a. D. Damm verurteilt. Das Schöffengericht Charlottenburg verurteilte den Regierungsrat a. D. Paul Damm wegen Untreue und Amtunterschlagung als Verbandsdirektor des Verbandes öffentlicher Feuerwehrgesellschaftsanstalten zu einem Jahr Gefängnis.

ganz verständlicher Höhe. Das Gericht verurteilte den Reichsbannermann wegen Erwerbs der Pistole ohne Waffenerwerbsschein zu einem Monat Gefängnis und billigte ihm eine Bewährungsfrist zu.

Warum die Getränkesteuer bleibt.

Der Oberbürgermeister teilt jetzt der Stadtverordnetenversammlung in einer Vorlage mit, daß der Magistrat ihrem Ersuchen vom 17. September 1931, bei den zuständigen Stellen für die umgehende Aufhebung der Getränkesteuer einzutreten, aus finanziellen Gründen nicht entsprechen könne.

Mit der Aufhebung dieser Steuer würde die daraus zu erwartende jährliche Einnahme von rund 9,5 Millionen fortfallen. Noch schwerwiegender wäre aber der weitere Verlust von jährlich 24 Millionen Mark, die die Stadt von Reich und Staat an Wohlfahrtszuschüssen erhält. Diese Zuschüsse, die ihre Grundlage in der 2. Notverordnung vom 5. Juni haben und sich für Berlin auf jährlich 24 Millionen Mark belaufen, sind unter anderem an die Bedingung geknüpft, daß die Gemeinden die gesetzlich zugelassenen und vorgeschriebenen Steuern in der erforderlichen Höhe ausgenutzt haben. Dazu gehört auch die Getränkesteuer in der in Berlin erhobenen Höhe von 10 Proz.

300 brasilianische Soldaten und 50 Offiziere bzw. Unteroffiziere, die an der Meuterei von Recife beteiligt waren, sind nach Fernando do Koronha deportiert worden.

Bezugscheinhaber während der Gültigkeitsdauer der jetzigen Kleinhandelspreise bei Abgabe des Bezugscheines nur 1,50 M. je Zentner Briketts bei ihrem Kohlenhändler zu bezahlen haben.

Lesehholz an Erwerbslose.

Wie der Amtliche Preußische Pressedienst der Antwort des preußischen Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten auf eine kleine Anfrage entnimmt, sind die preußischen Staatsoberförster durch die Dienstausweisung ermächtigt, für bedürftige Personen Freizettel zum Sammeln von Rast- und Lesehholz auszustellen. Durch Rundschreiben vom 21. September 1931 sind die staatlichen Oberförster mit Rücksicht auf die allgemeine wirtschaftliche Notlage angewiesen, von der Befugnis zur Ausstellung von Freizetteln zum Sammeln von Rast- und Lesehholz besonders auch bei bedürftigen Erwerbslosen Gebrauch zu machen. Ferner sind die Staatsoberförster durch die Dienstausweisung ermächtigt, an unbedürftige Personen, die sich als solche ausweisen oder als solche bekannt sind, Stöck- und Reiserholz zum eigenen Brennbedarf bis zum Tagewert von 10 Mark für den einzelnen Hausstand freihändig zu einem Preise abzugeben, der bis zu 20 Proz. unter der Lage, jedoch nicht unter den Werbungskosten liegen darf. Stöcke (Stubben) werden da, wo es die forstwirtschaftlichen Verhältnisse gestatten, auch zum Selbstroden abgegeben.

Verbilligte Kohlen für Unterstützte

Wie der Oberbürgermeister den Bezirksämtern mitteilt, hat sich das Ostelbische Braunkohlenyndikat bereit erklärt, zunächst für die Monate November und Dezember d. J. je 600 000 Zentner Braunkohlenbriketts für die von den Bezirkswohlfahrts- und Jugendämtern unterstützten Personen und die Arbeitslosen zu ermäßigten Preisen zur Verfügung zu stellen.

Die Abgabe dieser Briketts erfolgt durch die Kohlenhändler auf Grund von Bezugscheinen, die mit dem Stempel der Stadt versehen sind. Die Aushändigung dieser Bezugscheine an die Empfänger der Arbeitslosen- und Krisenfürsorgeunterstützung wird von den Arbeitsämtern, an alle übrigen in Betracht kommenden Unterstützungsempfänger von den Bezirkswohlfahrts- und Jugendämtern vorgenommen. Jeder Empfangsberechtigte — hierzu gehören auch diejenigen, die bereits städtische Kohlenzuschüsse für den Gratisbezug von Kohlen erhalten haben — kann zunächst monatlich einen Bezugschein für 1 Zentner Briketts beanspruchen. Die Bezugscheine sind jedoch nur solchen Personen auszuhändigen, die sie selbst zu erhalten wünschen. Ohne besondere Aufforderung werden keine Scheine abgegeben. In allen in Betracht kommenden Dienststellen macht ein Aushang auf diese Bezugscheine zum verbilligten Bezug von Briketts aufmerksam.

Die Preisverbilligung beträgt je Zentner 0,14 M., so daß die

Mache frisch und halt gesund
Zähne, Mandeln, Hals und Mund mit **Odol**

Der ewige Eisenstandal.

Unterschlagene Abi-Rückvergütungen. — Frachtbasis Oberhausen. — Wann wird gehandelt?

Die Hartnäckigkeit, mit der die Reichsregierung im Wirtschaftskrieg auf eine Verwässerung des Gedanken der Lohn-tarife hinarbeitet, steht in auffälligem Gegensatz zu der Passivität, die sie gegenüber den zollgeschützten Agrarpreisen und den industriellen Kartellpreisen an den Tag legt. Der-jagt hat die Reichsregierung vor allem gegenüber der Notwendigkeit, auf die stark erhöhten Eisenpreise zu drücken. Hier haben sich einfach untagbare Verhältnisse entwickelt.

Die deutschen Inlandseisenpreise, die nur unwesentlich im Januar dieses Jahres gesenkt wurden, sind heute um mehr als 100 Proz. höher als die Weltmarktpreise. Gegenüber einem deutschen Spindelpreis von 128 Mark für die Tonne Stabeisen beträgt der Weltmarktpreis nur 60 Mark, also weniger als die Hälfte. Das bedeutet, daß

der inländische Eisenverbrauch gewaltig überteuert

wird. Das trägt ohne Zweifel sehr zur Verschärfung der Krise bei. Wer will in Deutschland neue Anlagen schaffen, wenn er weiß, daß er viel zu teuer baut?

Änderungen müssen hier unbedingt erfolgen. Man hat aber bisher nicht erfahren, in welcher Weise die Regierung die Eisenwirtschaft zu bereinigen gedenkt. Alles schwebt im Dunkeln.

Während hinsichtlich der Löhne und Lohnsätze bei der Regierung anscheinend ein fest umrissenes Programm vorliegt, das aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmten Unternehmungen die Möglichkeit geben soll, die geltenden Lohnsätze weiter um 20 Proz. zu unter-schreiten, ist bisher noch nicht bekannt geworden, was man zur Senkung der Eisenpreise tun will.

Allerdings machen sich in der Eisenwirtschaft bestimmte Aus-einandergehungen bemerkbar. So fordern z. B. die Eisen-erarbeiter in Ost- und Norddeutschland, die sich besonders benachteiligt fühlen, eine andere Preisstellung. Andererseits ist zu beob-achten, daß die Schwerindustrie bisherige Vergünstigungen gegenüber den Kleinabnehmern abbaut. Wahrscheinlich, um sich gegenüber Preissteigerungen, die schließlich mal erfolgen könnten, schabies zu halten.

Zwischen der eisenerzeugenden und der eisenverarbeitenden Industrie besteht das sogenannte Abi-Abkommen.

Nach diesem Abkommen erhalten die Eisenerarbeiter auf die Eisen-mengen, die sie für den Export verarbeiten, eine Vergütung, und zwar richtet sich diese Vergütung nach der Differenz zwischen dem deutschen Inlandspreis und den Weltmarktpreisen. Dieses Ab-kommen wird von der Schwerindustrie heute bereits nicht mehr eingehalten. Trotzdem die Weltmarktpreise sinken, sind die Rückvergütungen seit März dieses Jahres nicht mehr erhöht worden. Die Arbeiter müssen also für ihr Exporteisen 20 Mark pro Tonne mehr zahlen, als die gegenwärtigen Weltmarktpreise betragen. Das ist ein besonderes Beispiel dafür, wie die deutsche Schwerindustrie den deutschen Warenexport fördert.

Darüber hinaus hat die Eisenindustrie bereits in der letzten Zeit kleineren Abnehmern, besonders Abnehmern aus der Klein-eisenindustrie, die Rückvergütungen nicht mehr gewährt. In Zukunft will sie die kleinen Abnehmer ganz von dieser Rück-vergütung ausschließen. Das liegt alles auf der Linie der schwer-industriellen Politik, die Rückvergütungen einzuschneiden.

Daß das eine Gefahr für unsere eisenerarbeitende Industrie und für unsere Arbeitsmärkte ist, versteht sich wohl von

selbst. Volkswirtschaftlich ist es schon eine schwere Beeinträchtigung, daß die gesamten inländischen Anlagen durch die Preispolitik der Schwerindustrie verteuert werden. Führt die Schwerindustrie ihre oben gekennzeichnete Politik durch, dann beeinträchtigt sie auch noch die Wettbewerbsfähigkeit der eisenerarbeitenden In-dustrie, also vor allem des Maschinenbaus, der Klein-eisenindustrie und des Fahrzeugbaus auf den Weltmärkten.

Frachtbasis Oberhausen.

Der andere Streitpunkt, der sich herausgestellt hat, betrifft die Preisstellung in dem mitteldeutschen und dem ost- und norddeutschen Verbrauchsgebiet. Es hat sich da folgender grotesker Zu-stand herausgebildet: Die in diesem Verbrauchsgebiet liegenden Eisenwerke, z. B. Lauchhammer, Hennigsdorf bei Berlin, Branden-burg a. d. H. und Heiderhütte genossen bisher eine Vergünstigung. Für alle ihre Lieferungen wurde die sogenannte und viel erörterte Frachtbasis Oberhausen zugrunde gelegt. Wenn nun ein Eisenverarbeiter in Berlin Eisen aus Brandenburg a. d. H. erhält, so sind tatsächlich als Unkosten nur die Fracht von Brandenburg bis Berlin entstanden. Nach „Frachtbasis Oberhausen“ wird aber die Fracht von Oberhausen (Rheinland-Westfalen) bis Berlin in An-rechnung gebracht.

Der Eisenbezieher wird also zuviel — um die Strecke Ober-hausen bis Brandenburg — belastet. Das Eisenwerk erhält einen großen Vorteil.

Begründet wurde das damit, daß es sich bei den mittel-deutschen Werken — was zumeist gar nicht zutrifft — um wenig moderne Werke handelt, die unter ungünstigeren Produktionsbedingungen als die rheinisch-westfälischen Werke arbeiten und ohne diese Vergünstigung nicht existieren könnten. Daß die Werke weniger modern sind, trifft nicht zu. Auch sonst hat sich das Bild völlig verändert. Diese Werke sind zumeist Siemens-Martin-Werke. Sie verarbeiten vor allem Schrott. Der Schrott ist aber heute spottbillig. Die Werke profitieren also an dem Tiefstand der Schrottpreise in ihrem Bezirk und so kommt es, daß die Produ-ktionskosten dieser Werke heute bedeutend niedriger sind als bei den modernsten westfälischen Hüttenwerken, die teure Erze verschütten müssen. Trotzdem bleiben die Vergünstigungen für diese Werke bestehen.

Die Abnehmer fordern nun mit Recht eine Korrektur dieser ungerechtfertigten Überteuering. Die Schwerindustrie aber ver-weigert die Aufgabe der bisherigen Frachtbasis Oberhausen für Mittel- und Ostdeutschland, da sie keinerlei Ermäßigung in Kauf nehmen will. Man sieht aus diesem Konflikt, zu

welch unhaltbaren Zuständen und zu welchem wirtschaftlichem Widersinn die Monopolpolitik der Schwerindustrie geführt hat.

Aufgabe der Regierung ist es, zunächst alle Uebergriffe der Eisenerzeuger, z. B. den Abbau der Abi-Rabatte gegenüber den kleineren Abnehmern zu verhindern, damit sich die Arbeitsmärkte nicht weiter verschlechtern. Darüber hinaus muß endlich die Reorganisation der deutschen Eisenwirtschaft in Angriff genommen werden. Es ist höchste Zeit, daß man die deutschen Inlandspreise ganz radikal heruntersetzt, um die Spanne zwischen dem deutschen Preis und den Weltmarktpreisen zu verringern. Notwendig ist auch, daß der unwirtschaftliche, lediglich von Konzerninteressen beherrschte Handelsapparat aufgelockert wird. Diese Maßnahmen sind absolut unvermeidlich, wenn unsere Volkswirtschaft gefunden soll.

400 Millionen Ausfuhrüberschuß.

Für 1931 bisher 24 Milliarden. — Fragen an die Reichsbank.

Der deutsche Außenhandel hat sich im Oktober belebt. Auch der seit Juni anhaltende Schrumpfungsprozeß der Einfuhr ist im Oktober zum Stillstand gekommen und gegenüber dem September um 448 auf 483 Millionen, also um 7,8 Proz., gestiegen. Da der Durchschnittswert der Einfuhr gegenüber dem vorhergehenden Monat weiter um etwa 3,2 Proz. gesunken ist, ist die mengen-mäßige Einfuhrsteigerung noch entsprechend höher. Auch die Ausfuhr, die sich seit August wieder in steigender Richtung bewegt, hat sich im Oktober um 6,7 Proz. von 812 auf 866 Mil-lionen erhöht. Hierzu kommen noch Reparations-Sachlieferungen von 13 gegen 23 Millionen im September. Auch die mengen-mäßige Steigerung der Ausfuhr ist höher als die wertmäßige, da der Durchschnittswert der Ausfuhr gegenüber September um 2 Proz. gesunken ist.

Außenhandel im Oktober (in Millionen Mark)

Warengruppen	Einfuhr	Ausfuhr (ohne Reparations-Sachlieferungen)	Reparations-Sachlieferungen
1. Lebende Tiere . . .	5,0	3,6	0,0
2. Lebensmittel u. Ge-tränke . . .	138,4	86,1	0,0
3. Rohstoffe und halb-fertige Waren . . .	234,6	147,4	1,0
4. Fertige Waren . . .	94,8	679,7	11,9
Zusammen 1-4 . . .	472,8	865,8	12,9
5. Gold und Silber . . .	36,4	163,2	—

Die Handelsbilanz schließt im Oktober mit einem Exportüber-schuß von 383 Millionen, dem höchsten Ausfuhrüber-schuß, der bisher überhaupt erzielt wurde. Einschließlich der Sachlieferungen auf Reparationskonto erhöht sich der Exportüber-schuß auf rund 396 Millionen Mark.

Die Zunahme der Einfuhr ist überwiegend durch die Saison bedingt. Sie beruht im wesentlichen auf einer Erhöhung der Lebensmittelimporte, besonders an Obst, Süßfrüchten und Kaffee. Der gestiegene Import von Textilfabrikaten, in erster Linie von Baumwollgeweben dürfte mit der Entwertung des englischen Pfundes zusammenhängen. Die Rohstoffeinfuhr verharrt nach wie vor auf ihrem konjunkturellen Tiefstand. Sie ist zwar mengenmäßig ein wenig gestiegen, jedoch ist der Einfuhr-wert von 228 auf 225 Millionen Mark gesunken.

Die Steigerung der Ausfuhr ist fast ausschließlich auf den Export von Fertigfabrikaten zurückzuführen, der um 48 Millionen gewachsen ist. Es ist bemerkenswert, daß

der Fertigwarenxport, der wichtigste Posten der deutschen Ausfuhr, seit Juni um 22 Proz. gestiegen ist.

während die deutsche Gesamtausfuhr in der gleichen Zeit nur um 17 Proz. angewachsen ist. Da Deutschland schon im ersten Halbjahr 1931 im Fertigwarenxport weitaus an erster Stelle stand und vor England einen Vorsprung von reichlich einer halben Milliarde hatte, ist in den folgenden vier Monaten dieser Vorsprung noch bedeutend erweitert worden, da die Fertigwarenausfuhr auf dem Weltmarkt seit dem Juni bestenfalls stabil geblieben, eher aber noch gesunken ist. Wie stark sich der vermehrte Zwang zum Export in Deutschlands Handelsbilanz seit dem Ausbruch der Kreditkrise im Juli ausgewirkt hat, zeigt folgende Ent-wicklung:

Reiner Ausfuhrüberschuß (Ohne Rep.-Sachlieferungen)

Juli	254 Millionen Mark
August	322
September	363
Oktober	383

Also allein in den letzten vier Monaten hat die deutsche Ausfuhr einen Reinerüberschuß von 1,32 Milliarden Mark ergeben. Der Ueber-schuß in den ersten sechs Monaten d. J. belief sich gleich-falls ohne Reparations-Sachlieferungen auf rund 850 Millionen Mark.

Die Handelsbilanz der ersten zehn Monate 1931 ergibt also einen Ausfuhrüberschuß von 2,17 Milliarden Mark.

Demgegenüber hat sich die deutsche Devisenbilanz von Monat zu Monat verschlechtert. Der Hinweis der Reichsbank, daß die verlängerten Zahlungsziele im Exportgeschäft zu einer starken Verzögerung der Deviseneingänge geführt hätten, ist jetzt, wo wir uns dem Jahresende nähern, nicht mehr stichhaltig, denn zum mindesten müßten jetzt die Zahlungen aus den Juni- und Juliexporten, die schon hohe Ueber-schüsse abwarfen, fällig geworden sein. Aber, wie man hört, sind auch in der zweiten Novemberwoche die Devisenanforderungen an die Reichsbank infolge des am 15. November fälligen Zahlungstermins für die freigegebenen ausländischen Marktguthaben sehr hoch gewesen, ein Beweis, daß die Ablieferung von Exportdevisen nach wie vor sehr schleppend ist. Die bisherigen Maßnahmen der Reichsbankleitung zur Erfassung dieser Exportdevisen haben sich also als erfolglos herausgestellt. Will die Reichsbank, die zum Jahresultimo wegen der fälligen Zinszahlungen an das Aus-land mit sehr starken Devisenanforderungen rechnen muß, die Dinge so wie bisher weiterreiben lassen?

Familienbilanzen!

Nach der Dividendenschiebung bei Daniel.

Als zweiter Stahlkonzern veröffentlicht jetzt die Gute-Hoffnungs-Hütte ihren Jahresabschluss für das am 30. Juni beendete Geschäftsjahr 1930/31. Der Konzern Gute-Hoffnungs-Hütte befindet sich im Besitz der Familie Daniel, die in der wilhelminischen Ära geädelt auch in die hohe deutsche Diplomatie und Verwaltungsbürokratie eingedrungen ist.

Dieser Familienkonzern besteht aus der Gute-Hoffnungs-Hütte A. G., Rürnberg, einer reinen Verwaltungsgesellschaft, in der der gesamte Konzernbesitz zusammengefaßt ist und aus dem schwerindustriellen Besitzblock, der Gute-Hoffnungs-Hütte A. G. in Oberhausen. Der Abschluß dieses von dem Scharfmacher Paul Reusch geleitete Unternehmen interessiert naturgemäß in erster Linie Kon in der Kritik der jetzt vorliegenden Bilanz auf den überraschenden Beschluß des Aufsichtsrats zurückgreifen, der vor einem Jahr, also schon mitten in der Krise, eine Heraussetzung der Dividende von 7 auf 10 Proz. vorlag. Diese in der gesamten deutschen Schwerindustrie einzigartige Dividendensteigerung blieb solange ein Rätsel, bis gewisse Dinge Aufklärung in das Dunkel der Beratungsjammer brachten. So fiel diese Dividendensteigerung gerade in eine Zeit, in der einige Mitglieder der Familie sich stark für freigewordene Aktien des Unternehmens zu interessieren begannen. Mit der Dividendensteigerung aber wurde der Wert der Aktien ganz beträchtlich gesteigert und die Interessenten mußten schon tief in den Säckel greifen, wenn sie ihre Zukäufe fortsetzen wollten. Andererseits wäre eine andere Gruppe der Familie abgesprungen, wenn nicht der Anreiz dieser außergewöhnlich hohen Aktionärgewinne sie gehalten hätte. Diese Gruppe ging auf nichts anderes aus, als ihren ins Ungeheuerliche gesteigerten Lu-gusbedarf — wie den Bau einer Kilometerlangen Parkstraße für die Schloßherrschaften — durch willkürlich heraufgesetzte Dividenden-zahlungen zu befriedigen. Unter diesem Druck beschloß der Aufsichtsrat gegen jede bessere wirtschaftliche Einsicht jene sensationelle Divi-dende von 10 Proz. inmitten einer schweren Krise.

Der Wahnsinn dieser Politik zeigt sich jetzt. Im letzten Jahr sind Produktion und Absatz zusehends zusammengeschrumpft. Die Hochofenerzeugung wurde um 38,8 Proz. auf 0,82 Millionen Tonnen, die Stahlproduktion um 39,3 Proz. auf 0,60 Millionen Tonnen und die Walzwerksfabrikation um rund 40 Proz. auf 0,43 Millionen Tonnen gesunken. Zugleich gingen Kohlenförderung auf 3,16 gegen 4,14 Millionen Tonnen und Koksproduktion von 1,14 auf 0,77 Mil-lionen Tonnen zurück. Dementprechend schlecht sind die Betriebs-ergebnisse. Obwohl die Abschreibungen um die Hälfte gekürzt sind — 3,0 gegen 6,3 Millionen —, wird ein Verlust von rund 3 Mil-lionen Mark ausgewiesen, der sich bei normalen Abschreibungen (Durchschnitt der beiden vorhergehenden Jahre) auf fast 5,6 Mil-lionen, also fast auf 10 Proz. des Aktientotalvolumens erhöht hätte. Auch die Finanzlage ist scharf angespannt. Blühen sich im Vorjahre Schulden und Forderungen noch mit je 61 Millionen aus, so stehen jetzt 83,1 Millionen Schulden 66,3 Millionen Forderungen gegen-über. Wieviel von den Schulden auf Bankkredite entfallen, wird schamhaft verschwiegen. Wie diese enorme Schuldenlast an der Rentabilität des Betriebes zehrt, erhellt daraus, daß die Zinsen, die bei dem gegenwärtigen Stand des Reichsbankdiskonts mindestens 7,8 Millionen jährlich erfordern, über 800 000 M. mehr ausmachen als die im letzten Jahr gezahlten Steuern.

Der Gesamtumsatz ist von 213,1 auf 142 Millionen Mark zurück-gegangen. Lohn- und Belegschaftsabbau von 28 857 auf 22 753 Mann haben aber zugleich zu scharfer Senkung der Lohn- und Gehaltskosten von 84,2 auf 63,2 Millionen Mark geführt. Steuern und Sozialabgaben gingen von 18,1 auf 15,7 Millionen Mark zurück. Wenn die Verwaltung in ihrem Bericht bei derart schlagenden Zahlen behauptet, das Verhältnis zwischen Lohn und Preis sei immer noch gestört, d. h. die Löhne seien zu hoch, und zugleich der Regierung vorwirft, daß ihre Wirtschaftspolitik auch die „Erlangung einer bescheidenen Rentabilität“ verhindere, so wirkt dieser Vorstoß im Hinblick auf die Luxusdividende des vergangenen Jahres als eine glatte Provokation.

10 Proz. Lahmeyer-Dividende.

Elektrowirtschaft verdient noch gut.

Immer mehr erweisen sich die Versorgungsbetriebe als diejenigen, die am wenigsten unter der Krise zu leiden haben. Die Elektrizitäts-A. G. vorm. W. Lahmeyer u. Co., Frankfurt, kann für das am 30. Juni zu Ende gegangene Geschäftsjahr 1930/31 immerhin 10 (im Vorjahr 12 Proz.) Divi-dende zahlen. Der Reingewinn ist nur von 2,45 auf 2,1 Mil-lionen Mark bei einem Aktienkapital von 18 Millionen Mark zurück-gegangen.

Dieses Unternehmen ist für die Elektrizitätsversor-gung Süddeutschlands von großer Wichtigkeit; es ist unter anderem an den Belektrizitätswerten, an den Mainfrankwerken, an dem Kraftwerk Altmühltemberg, an der Thüringer und an der Bayerischen Elektrizitätsversorgungs-gesellschaft beteiligt. Außerdem beherrscht es einige Verkehrsunternehmen. Von Wichtigkeit ist, daß diese Gesellschaft der Stützpunkt des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswertes (RWE) für seine Elektropolitik in Süddeutschland ist; das RWE besitzt drei Viertel des Lahmeyer-Kapitals.

Maschinenindustrie meldet weitere Verschlechterung.

Nach dem Oktoberbericht des Vereins Deutscher Maschinenbau-Anstalten sind Inlands- und Auslandsgeschäft im ver-gangenen Monat noch weiter eingeschrumpft. Das gilt sowohl für Aufträge als auch für Anfragen. Bei den Außengeschäften sei wegen der Finanzierungsschwierigkeiten eine Stauung eingetreten. Das Auslandsgeschäft habe unter den Auswirkungen des englischen Pfundsturzes zu leiden und unter der Tatsache, daß das Währungsrisiko bei ausländischen Geschäften durch das Fehlen des Devisenterminhandels nicht abgedeckt werden könne.

Rußland-Auftrag für Offsee-Werft. Die Reptun-Werke, Maschinenbau- und Schiffswerft A. G., in Rostock, haben von der Russischen Handelsvertretung einen Auftrag auf 3 Spezial-Trans-portdampfer erhalten. Die Dampfer werden eine Tragfähigkeit von je 1600 Tonnen und 1000 PS Betriebsstärke haben. Die Werte ist durch diesen Auftrag in die Lage versetzt, 600 bis 800 Mann neu einzustellen und bis zum Mai zu beschäftigen.



der Bakterienfilter
in der Westentasche
desinfiziert Holz und Mund!

Max Dortu: Wir sind Provinz . . .

Die Privatbahn. Schmalspurig. Drei grüne Wägelchen. 'n Lokomotiven. Weißer Qualm. 'n Piff. Und — halt! Steigt niemand aus? Rä. Und die Frachtgüter? Is nix da. Traurig! Kalt weht der Wind vom Gebirge herab — halb Schnee, halb Regen. Am Telegraphenmast sitzt ein Aabe — wie er schreit: Grab, Grab, Grab — ja, die schöne Sommerzeit ist dahin, 's wird Winter.

Und dann sitzen sie alle im Wartesaal — die lieben Genossen von der Privatbahn — Passagiere sind keine da, es steigt niemand aus — es steigt niemand ein — da dürfen wir Kleinbahner uns wohl im warmgeheizten Wartesaal 'n bißchen groß machen — das heißt: unter uns unser Menschum gegenseitig gellen lassen — wenn wir auch nur Provinz sind! Menschen mit kleineren Wägen und Schweigemäulern. Was sagste da, von wegen Schweigen, no, warte: wenn wir erst geprüffelt haben!

Wir mal 'n paar Schippen Kohle ins Feuer — der Ofen muß singen, den hohen Sopran, zum Maß des Kindes: der draußen ums kleine Stationshäuschen donnert und tobt! Schnee und Regen klaffst gegen die Scheiben, als ob der Berggeist Rübezahl mit flacher Hand dran schlägt.

Schaa, nun ist es gemächlich. Das Frühstück der Privatbahner. Hannes — du hast ja heute kein Speck auf Brot? Geht nich, der Bohn is zu knapp, ich eh heute Margarine mit Zwiebeln — ich will mir mein Messer am Ofen schärfen — horrieh, der Wasserfessel bullert, er kocht, wer gibt heute das Kaffeemehl? Der Jakob. Schütt ein — hu, der würzige Duft, Korntasse, gebrannter Roggen — 's sind auch drei echte Brasilbohnen drin, es können mehr Brasilbohnen sein, wenn die Leute in Brasilien Kohlen hätten, aber sie müssen ihre Großlokomotiven in Brasilien mit Kaffebohnen heizen — darum trinken wir Kleinbahner hier Korntasse. Wir sind nur Provinz!

Wii — macht draußen der Wind — klaff, klaff — Regen und Schnee an die Scheiben. Im Wartesaal ist es nun heiß. Wir haben geseiff. Pfeifen heraus. Tabak hinein. Es riecht ein ganz klein wenig nach Laud — wir müssen den Tabak strecken, Portoriko mit drei deutschen Kaffeebohnen. Wir sind Provinz! Und nun wollen se uns noch die Zähne und Gehälter abbauen — wir aber werden die Zähne weissen, wie die Wölfe im wilden Gebirge, auch die Provinz kann beissen!

Der Ofen glüht. Es riecht ein wenig nach nassen Kleibern — wie haben die Lebererde zum Trocknen gehängt. Ernste Gesichter. Vorläufig herrscht noch Schweigen. Aber unter dem Schweigen glüht es wie im Ofen — der Lohnabbau feuert unsern Jörn an. Alle Stände von der Provinzbahn sind wir hier vertreten — da ist das braunverwitterte Gesicht des alterstrunkenen Genossen Streckenarbeiters — und der Streckenwärter, der von der Weiche: der streckt seine langen Beine weit von sich — er spuckt mal aus — mitten durch die Beine hin — der Teufel soll sie holen, die von der Direktion! Hooo, der Stationsvorsteher räuspert sich — als ob wir hier in der Provinz von der frischen Luft satt würden — mit den paar Mark kann man doch keine sieben Häuser satt machen. Der Lokheizer aber protestiert: Heinrich, du hast immerhin noch 'nen ganz andren Gehalt als ich — was soll ich denn sagen — mit meinen acht kleinen Krabben — und die Großmutter ham mer auch noch — daß sie lange leben möge!

Nun sind sie warm geworden, die Provinzbahner, ihre Zungen taugen auf — die Pfeifen sind frisch gepufft — der Ofen hat nach was 'rein gekriegt — Jetzt dürst du Gerde und Gopalier, Gebühre und Gefunkel siehst du, mal 'nen Fausthieb auf den Tisch! Der Lokführer sagt — auf der Konferenz neulich, da meinte der Vertreter aus der Großstadt, der dide Aktionär Siebenack, vor dem Kriege seien die Kleinbahner mit 26 Pfennig Stundenlohn ausgekommen

— der Siebenack, jawohl, der hal's gesagt — und 44 Pfennig wären jetzt ein glänzender Stundenlohn: das hat er auch noch gemimmert, der Hauptaktionär, der Graf von Siebenack — Der kleine runde Schaffner aber wirft mit spitzer Stimme ein: Worhin is er an uns vorbeigejagt, der Herr von Siebenack, er hat den Kopf abgewandt, daß wir ihn nicht sehen sollten — er schämt sich, daß er seine eigene Bahn nicht benutzt — ich habe ihn an seinem blauen Jagdbauto erkannt — er fuhr ins Gebirge. Stimmt! knurrt der Genosse Rangierer, ich hab 'n auch gesehn, den Siebenack — er ist die Bergstraße 'rauf, ins Jagdschloß Hohenstein!

Immer wilder donnert und wettert draußen der Sturm — es ist 'n richtiger Schneesturm geworden, weiß sieht's vor den Scheiben aus — Rot glüht hier drinnen der Ofen, rot glühen die Herzen — auch die Provinz hat Feuer. Dieser Unstern der kapitalistischen Wirtschaft — Keine Frucht mehr für unsere Kleinbahn — Der Basaltbruch liegt still — Kein Kalk, kein Zement — nichts wird mehr gebrochen und gemahlen, die Schote schmauchen nicht mehr — Die Eisensteingrube ist längst abgelaufen — Freunde, es geht bergab. Wir mühten enteignen — Wälder, Holz, Erz, Kohle, Baustein — alles ist da, ein gesunder Staatssozialismus — eine vernünftige Planwirtschaft — Aber wie enteignen, durch Gesetze? Die Siebenacke sitzen in den Parlamenten überall in der Mehrheit — mit ihrem Gelde kaufen sie die Wahlstimmen — Rühren müssen wir uns besser, wir von unten, wir andern, trotz allem sind wir doch die fruchtbarste Tiefs, der Humusboden der Heimat, Arbeiter, Beamte, Kleinbahner — Zusammenschweigen — Freier Verband und soziale Partei — Millionenheere der Arbeit — Organisieren, besser werden, nur 60 Proz. von uns Kleinbahner sind organisiert — 40 Proz. fehlen, die müssen hinein in unsern Gesamtverband — wir müssen die Million Mitglieder vollmachen — Arbeiter der öffentlichen Betriebe, Kleinbahner, Straßenwärter, Postleute — her, alle zu uns! Hier is 'n Patel Flugblätter, verteilt sie überall — über die ganze Provinz, Flugblätter, Herzblätter: „Robilmachung!“ „700 000 greifen an!“ „Entscheidet euch!“ Der Lokheizer springt auf, der Boden zittert, der Holzboden im Wartesaal — und hat ihr's gelesen, der Regierungspräsident hat unsere Flugblätter vom Gesamtverband verboten — Der Teufel hol ihn, wir verbreiten sie doch — wir marschieren: die 700 000 wollen die Million. Wir sind nur Provinz, aber wir sind dabei! — Kollegen, auf: an die Arbeit, in 'ner halben Stunde fahren wir, Frühstück ist um! Leer wird der Wartesaal — nur das Feuer ist noch in Jörn, es glüht wie das Herz der Menschen.

Jagdschloß Hohenstein. Hoch im Gebirge. Schon tief verkehnt. Der Wind heult durch die Tannen. Aber im Försterzimmer ist es lustig — der Jagdherr von Siebenack sitzt mit seinem Forstmann bei Rheinwein und Gansbraten. Zwischen Bissen und Schluck knurrt der Großaktionär Siebenack: Schaa, Fortmann, im Krieg ham mer uns verrechnet, wir herren haben uns selber ins Fleisch gekniffen — das kleine Europa hat sich 'ne eigene Industrie aufgeschpült, die Kleinstaaten — wir Großstaaten verfoosen nix mehr, aber noch is Polen nich verloren — wieder so 'n kleines gesundes Inflationchen — und wo steck Louise?

Hier kommt sie, des Försters „Nichte“, die Louise — Der Siebenack: Wo bleibste denn, Schach? Forstmann, gucken Sie doch mal nach meinen Hunden. Wir sind allein. Herr von Siebenack hat Louischen am Schoß — knips, das Etuis springt auf, siehste: Schach, das hab ich dir mitgebracht, 'ne Goldkette, ich will sie dir nahher ums schöne Weim legen — habahoo! Ufmal schlägt der Aukud. Draußen heult der Sturm. Schnee. Nacht. Winter. Kälte. Jagdschloß Hohenstein im Gebirge. Auch 'n Stück Provinz!

wert geht leicht und gut. Nach einer Weile kommt hinter auf der Straße ein Auto angehupt, — hurrh, das Krankenauto, es fährt sehr rasch, wird wohl schlimm um Hermann stehen! Ihr kommt etwas zu spät, ihr Herren, die Schranke ist geschlossen, da heißt es warten! Was schreien die denn so laut und gestikulieren? Der da den verdörnten Kopf aus dem Fenster steckt, das ist doch der Fritz, Hermanns Junge? „Laß uns doch schnell durch“, rufen sie, „er stirbt uns unter den Händen!“

Vater Thienemann ist erschüttert und hilflos. Er kann doch die Schranke nicht mehr öffnen, der D-Zug muß gleich da sein — wenn man doch nur etwas sehen könnte, die Sonne steht einem ja rein die Augen aus! Der Herrmann tut ihm ja so leid, — einen Augenblick lang ist er noch unerschütterlich, schon hat er die Kurbel in der Hand. „Macht schnell, daß ihr hinüberkommt!“ ruft er dem Empordrehen laut und blickt ängstlich in die Richtung, aus der der Zug kommen muß. Was arbeitet denn der Mann da am Steuer mit den Hebeln, der Rotor springt wohl nicht an? Soll nur machen, daß er rüber kommt, sonst kommt der Zug!

Blöglich zuckt Vater Thienemann zusammen, lieber Himmel, da kommt der Zug! Halt, halt! ruft er gellend und läßt die Schlagbäume wieder herunter, da, Entsetzen, der Wagen schleift mit einem Satz gegen die halb geschlossene Schranke, das herabhängende Drahtgitter zerplittert, halt, halt, der Zug, der Zug! Das rollende Untier kommt mit Blüheschnelle heran, greift mit wirbelnden Pranken das kleine Tier, das ihm da in den Weg läuft, zerdrückt es, zermalmt es und schleift es mit — Vater Thienemann steht mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen alles mit an, — wie das Auto von dem stampfenden Eisenungefüm da erfasst wird, herumgeschleudert, mitgerissen, — Entsetzensschreie, Würfeln, Splittern, Krachen, Funkensprühen und über allem hin ein langgezogenes schrilles Bremsgeräusch — — —

Vater Thienemann rennt wie ein Irrenstiller auf dem Nebengleis hinter dem Zuge her, — der Zugführer kriegt den Zug ja nicht so schnell zum Stehen, die Bremsklötze knirschen durchdringend, die Reisenden werden gegen die Wände geworfen, — endlich nach hundert, hundertfünfzig Metern kommt das fauchende Ungefüm zum Halten. — Und immer noch gellen die lauten Entsetzensschreie — — Vater Thienemann wirft nur einen halben Blick auf das unentwirrbare Knäuel da vor der Maschine, die zerstückten Eisen- und Blechreste eines Autos, die Reste von menschlichen Körpern dazwischen, — — wie von Furien gejagt rennt er zu dem kleinen Häuschen an der Schranke zurück, Tränen stürzen ihm aus den Augen, die Sonne tanzt blutrot vor seinen Blicken, und in seinen Ohren dröhnt noch immer das Knirschen, Splittern und Brechen — — —

Die Feuerwehr kommt klingelnd an, Rettungswagen laufen, die Polizei sperrt den Unglücksplatz — — — Sie haben nicht mehr viel ausrichten können, — zu reiten war nichts mehr, — sie haben Mühe, die drei zerstückten Leichen zusammenzufinden.

Als endlich Kriminalbeamte auf der Suche nach Thienemann in das kleine Schrankenwärterhäuschen dringen, finden sie das vierte Opfer der Katastrophe, — der verzweifelte Mann baumelt erhängt an einem starken Nagel. Vater Thienemann wird den Sprung über das große Wasser nicht mehr tun, keine neue Welt wird sich ihm mit neuen Wundern auf tun, kein Entsetzkind wird ihm mehr zujauchzen . . .

Die leuchtende Sonne wurde ihm ausgelöscht durch den wirbelnden Blutstrom, der helle Tag versank jählings ins Schwarze. — — Vater Thienemann trat die letzte große Fahrt ins Dunkle als Bergweiser, Zerbroscher an.

Geburtenzahl und soziale Lage

Daß die Frage der Geburtenregelung bzw. der Verhütung der Empfängnis die größte Bedeutung für die proletarischen Schichten hat, die im Verhältnis zu anderen eine übergroße Kinderzahl haben, wird durch Zahlen bewiesen, die sich in gleicher Weise in den verschiedenen Ländern wiederholen. Für Deutschland haben Dressel und Fries im 7. Jahrgang der „Öffentlichen Gesundheitspflege“ in 900 Ehen bei einer Ehedauer von 15 Jahren die Kinderzahl festgestellt. Es hatten durchschnittlich:

Akademiker	2,7 Kinder
Angehörige der freien Berufe	3,04 „
Beamte und Lehrer	3,2 „
Kaufleute	3,4 „
Selbständige Handwerker	3,8 „
Angestellte	4,3 „
Arbeiter	6 „

Die gleiche Erscheinung ist in anderen Industrieländern wahrzunehmen, vor allem in England und Amerika. In England hat sich sogar eine Konferenz der Bischöfe für eine Geburtenregelung ausgesprochen, und bei der Beratung dieser Frage im englischen Oberhause am 28. April 1926 wurden folgende Zahlen vorgetragen: Auf 100 Verheiratete unter 50 Jahren kamen Kinder:

bei Lehrern	93
bei Geistlichen	100—102
bei Ärzten und Beamten	103—105
bei gelernten Arbeitern	153
bei ungelerten Arbeitern	247

Bei dieser englischen Statistik ist besonders beachtenswert, daß die Kinderzahl bei gelernten und ungelerten Arbeitern getrennt gezählt wurde, und daß sie bei ungelerten Arbeitern so unerschöpflich höher war als bei gelernten. Nun wird ja von Gegnern der Empfängnisverhütung immer geltend gemacht, daß bei größerer Vertrautheit mit den Möglichkeiten der Verhütung die Bevölkerungszahl in verhältnismäßiger Weise sinken würde. Auch das kann widerlegt werden durch Erfahrungen aus Holland, wo arme Mütter bereits seit 30 oder 40 Jahren über Empfängnisverhütung aufgeklärt werden, ohne daß dort die Geburtenzahl wesentlich gesunken ist. Frankreich dagegen hat durch ein Gesetz vom Jahre 1920 die Bekämpfung von Verhütungsmitteln verboten, ohne dadurch etwa eine Steigerung der Geburtenzahl zu erreichen. H. L.

Die neueste Erfindung auf dem Gebiet des Telefonweizens, an der man schon ziemlich lange gearbeitet hatte, besteht darin, daß es jetzt möglich ist, drei oder mehr Personen, auch wenn sie sich in verschiedenen Städten oder sogar Ländern aufhalten, miteinander zu verbinden, so daß sie imstande sind, eine Unterhaltung zu mehreren zu führen. Damit ist das Telefon seiner Verwirklichung einen wesentlichen Schritt näher gerückt.

Ein Haus aus Zeitungspapier ist in Massachusetts erbaut worden. Für den Bau sind 65 000 Tageszeitungen und etliche tausend Zeitschriften verwendet. Die Außenwände bestehen aus 215 Schichten Papier, die äußerste Schicht ist mit Firnis präpariert. Die Erbauung des Hauses hat acht Jahre in Anspruch genommen.

Walter Dehmel:

Vater Thienemanns schwarzer Tag

Es hatte zwei Tage und zwei Nächte hintereinander geregnet, aber nun, am Morgen des dritten Tages, hatte doch endlich ein frischer Wind die graue Wolkendecke zerteilt und davongefegt. Ein frischere heller Himmel mit funkelndem Sonnenschein ließ schnell die Bedrücktheit der trüben Regenlage vergessen.

Vater Thienemann, der grauhaarige Schrankenwärter mit dem zerfurchten Gesicht, stand vor seiner hochgezogenen Bahnshranke, die die Hauptstraße des kleinen Vorortes zeitweilig sperrte, und ölte mit achtsamer Bedächtigkeit das kleine Fahrradgetriebe, mit dessen Hilfe er die Schlagbäume hochzog und niederließ. Er wußte, daß es wesentliche Kräfteersparnis bedeutete, wenn alles gut geschmiert war, — daß jeder Mechanismus ins Stocken gerät, wenn irgendwo ein Teilchen vernachlässigt würde, verrostete, nicht mehr mitarbeitete.

Der funkelnde Sonnenschein machte Thienemann das Herz warm, er blinzelte vergnügt ins helle Licht und war tief innerlich zufrieden. Daran war aber nicht nur die Sonne schuld, — das lag auch noch an anderen Dingen. Schwere Jahre hatte der alternde Mann hinter sich — langdauernde Krankheit und qualvollen Tod der Frau, Familienermürnisse, tiefgehende Entfremdung und endloses Streik mit dem Sohn, der schließlich in Unfrieden ihn verließ — —, nun aber schien es doch, als wenn ihm noch ein freundlicher Lebensabend beschieden sein sollte. Es war sehr einfach um ihn geworden, seitdem seine Tochter Hanna vor zwei Jahren dem Aus eines liebenden Mannes nach Amerika gefolgt war, aber sie hatte ihn drüben nicht vergessen, und auf ihre immer wiederholten Bitten hin hatte er ihr endlich zugestimmt, selbst auch noch den Sprung über das große Meer zu tun. Das letzte Band, das ihn hier noch mit alten Erinnerungen festhielt, sein Amt als Schrankenwärter, das er jahrzehntelang ausgeübt, zerriß nun auch — man wollte ihn in drei Monaten pensionieren. Davor hatte er Angst — zum alten Eisen gemorfen und vielleicht in ein Altersheim gesteckt zu werden, zu alten Männern, die schon lalloben und wirres Zeug sprachen — —, nein, er fühlte sich noch rüstig genug, dafür lieber als Abbruch seines Lebens den Sprung in die neue Welt zu wagen. In ein Land, wo alles größer und härter war, wo die Züge viel schneller rasten, die Häuser so hoch in den Himmel wuchsen, das Leben so viel schneller pulsierte. O, er fühlte noch genug Spannkraft in sich, um das alles noch auf sich wirken und eindringen zu lassen.

Mit einem nach innen geführten Lächeln ließ er das Triebwerk spielen, es funktionierte leicht und gut, die Schlagbäume hoben und senkten sich ohne großen Kraftaufwand. Ein kurzer Anruf ließ ihn aus seinen Betrachtungen aufwachen. „Am sag mal, Ernst, du hast wohl noch zuviel überschüssige Kraft in dir, daß du die Schlagbäume so außer der Zeit spielen läßt? Ein Mann, der es so eilig hat, ist dadurch gezwungen, extra vom Rod zu steigen!“ Thienemann drehte sich lächelnd um. Ein Radfahrer stieg da vom Rade, ein Mann in seinen Jahren in einem kaltschweißigen Mauereranzug, und dröhte spähhaft mit der Faust. Dann lachte er und

reichte Thienemann die Hand. Der schüttelte sie herzlich und fragte erstaunt: „Bist du noch immer auf dem Bau, Hermann? Ist dir das nicht zuviel in deinen Jahren?“

Der Maurer lächelte gutmütig und erwiderte ohne Härte: „Daß gut sein, Ernst, was soll man machen? Die Zeiten sind schwer, und die Kinder können sich heute kaum selbst ernähren, geschweige noch ihre Eltern! Und es geht ja auch noch mit uns Alten, das steht man ja an dir! Da drüben steht der Bau, ich war nur eben zum Meldeamt, eine Anmeldung erledigen. Na ja, du weißt ja, mein Sohn Fritz hat geheiratet, ich habe meinen ersten Enkel angemeldet! Siehst du, Ernst, nun bin ich schon Großvater!“ Er lachte stolz. „Der Fritz ist auch auf meinem Bau, ist tüchtig, der Junge, schon ein halber Architekt, bin ordentlich stolz auf ihn! Jetzt muß ich aber weiter, auf Wiedersehen, alter Junge, halt dich grade!“ Und fröhlich lachend steigt er aufs Rad.

Vater Thienemann bläkt verkommen die Straße hinunter. Ja, das ist es ja eigentlich auch, was ihn am meisten nach Amerika zieht: noch einmal so ein kleines Kerlchen auf den Knien halten, ein Entsetzkind mit aller Inuitigkeit, die so ein altes einsames Männerherz noch in sich hat, betreuen zu können. Er blickt sich um, — die Welt sieht heller aus bei solchen frohen Gedanken.

Ein Klingelzeichen erinnert ihn an seine Pflicht. Er schließt die Schranke und wartet auf den Zug. Brüllend und schnaubend rasselnd der Vorortzug vorbei, saluterend steht er am Schlagbaum. Lachende Gesichter sind im Vorbeijagen an den Fenstern zu erkennen, einzelne winkeln lustig mit der Hand. Vater Thienemann lächelt wieder, bald wird er das auch können, so dahinfahren, an geschlossenen Schranken vorbei, dann werden andere da stehen und salutieren. — er hat es lange genug getan.

Es wird Nachmittag, die Sonne steht schräg in der Richtung des Bahngleises und läßt die Schienen wie flimmernde Bänder aufleuchten, man kann gar nicht recht hineinsehen. Vater Thienemann läßt einen langen Güterzug vorbeifahren und schaut ihm nach einem Augenblick nach. „Was so eine Lokomotive für Kraft hat, sechshundertzwei Wagen schleift das Ding hinter sich her!“ Ein ungeduldiges Autohupen mahnt zum Deffnen. Ein Krankenauto hält da, den Fahrer kennt er doch. „Run sel man nicht so ungeduldig, Willem“, ruft er hinüber, „wenn molst ihr denn holen?“

„Wir müssen zum Bau, Vater Thienemann“, antwortet der zurück, „ist euer abgestürzt, Hermann Neubauer! Na ja, so alte Männer gehören eben nicht mehr auf den Bau!“ Thienemann ist tief erschrocken. Hermann ist abgestürzt? Vor Stunden hatte er noch gesund und lustig hier vor ihm gestanden und gelacht! — Der alte Schwärmer blickt unruhig in die Richtung, die der Wagen genommen hat. Er wird doch hier wieder vorbeikommen, vielleicht kann er etwas erfahren.

Das Klingelzeichen vom Stadtwert meldet den D-Zug 103 an, in zwei Minuten kommt er hier durchgerollt, er hat immer ein mörderisches Tempo. Langsam geht Vater Thienemann an seine Kurbel, langsam läßt er die Schlagbäume herunter, das Trieb-

Benanntlich für Vollst.: Walter Schiff, Birkbeck; G. Klingelbein, Gemeinlichbewegung; J. Strinas, Freizeiten; Dr. John Schilwell; Volca und Sanhige; Frau Marab; Unigen; Th. Moser; Lämich in Berlin. Verlags: Hermann-Berlin G. m. b. H. Berlin. Druck: Hermann-Berlin-Verlag und Verlagsanstalt Paul Singer u. Co. Berlin SW. 68, Stenbstraße 2. Seite 2 Zeilagen.

Am Tage danach!

Hugenberg bestätigt: Kein Einbruch in die Margistenfront.

Die heftigen Wahlen und ihr Ausgang haben begreiflicherweise in der politischen Presse einen starken Widerhall gefunden. Alles was der „Harzburger Front“ dienstbar ist, möchte aufjubeln bei dem Gedanken, daß die Mehrheit der Weimarer Koalition beseitigt ist. Aber da meldet sich sofort die unbequeme Tatsache, daß der Kuckuck im Harzburger Nest die übrigen Mitbewohner einfach auszehrt, so daß nichts mehr von der ganzen Herrlichkeit übrigbleibt als eine Bourgeoisreflexe für die Hitterei. Betrübte muß sogar der „Lokal-Anzeiger“ des Herrn Hugenberg feststellen:

Der Stimmenverlust des Gesamtmarxismus ist also ganz geringfügig. Innerhalb seiner hat sich das Gewicht nach links verlagert, und zwar so, daß sich die SPD. zu den radikalsten Kernen doch noch wie drei zu zwei verhält. Ihre Verstärkungen hat sich also die Nationalsozialistische Partei aus den Wählern der bürgerlichen Parteien geholt.

Diese Erkenntnis wird dem Hugenberg-Blatt besonders deutlich bestätigt von der „Germania“, dem Berliner Zentrumsorgan, das über den Wahlausgang schreibt:

Diese Vernichtung bürgerlicher Parteien ist das seltsame Ergebnis eines Kampfes, der eigentlich mit der Front gegen den „Marxismus“ geführt wird. Auch die heftigen Wahlen bestätigen wiederum, daß diesem Kampf ein wesentlicher Einbruch in die marxistischen Wählerkreise verfehlt bleibt. Zwar hat die Sozialdemokratie einen empfindlichen Rückschlag erlitten, der um so schwerer wiegt, als sie bisher in Hessen eine außerordentlich starke Stellung innehatte... Aber wenn man die Stimmen der Sozialdemokratie und Kommunisten und ihrer beiden in Hessen aufgetretenen Oppositionsgruppen zusammenzählt, dann zeigt sich, daß diese von insgesamt 300 000 Stimmen der letzten Reichstagswahl nur 2000 haben abgeben müssen... Die eigentlichen Verlierer gegenüber den Nationalsozialisten sind nicht sie, sondern eben jene bürgerlichen Parteien der Mitte und der gemäßigten Rechten, die unter dem Ansturm der Nationalsozialisten immer mehr zur Auflösung gebracht werden.

Ueber die politische Auswirkung dieser Wahlen sagt die „Germania“ weiter:

Es gibt heute, wenn man den heftigen Maßstab verallgemeinern will, praktisch nur noch vier Parteien in Deutschland: Die Nationalsozialisten, die Sozialdemokraten, die Kommunisten und das Zentrum. Alle anderen sind kleinere Splitter, die mehr oder weniger in den Prozeß des rapiden Kräfteschwundes einbezogen sind. Um die gegenwärtige Situation in Deutschland richtig zu kennzeichnen, braucht man nur darauf hinzuweisen, daß von diesen drei Parteien zwei sozialistisch sind, und die dritte und größte den Sozialismus nicht nur in ihrem Namen und Programm für sich in Anspruch nimmt, sondern auch in ihren Wählermassen über einen mit sozialreaktionären Elementen vermischten starken sozialistischen Bestand verfügt. Angesichts der überragenden Stärke dieser drei Gruppen und der fortschreitenden Zertrümmerung der gemäßigten Parteien wächst die Verantwortung des Zentrums für die politische und gesellschaftliche Weiterentwicklung unseres Volkes in ein noch nie dagewesenes Maß hinein... Der politische Umschichtungsprozeß, den wir durchleben, wird wahrhaftig nicht auf dem Gipfel der nationalsozialistischen Machtgewalt beendete sein. Dort wird vielmehr etwas beginnen, was wichtiger und bedeutender ist als die Entwicklung der Zahl und der Größe: Die geistige und politische Umformung einer Bewegung zu einem wirklichen Instrument des Staates, die sich allerdings gleichfalls nicht ohne Erschütterungen des deutschen Parteigefüges vollziehen kann.

Der „Pressedienst der Zentrumspartei“ meint, die Nationalsozialisten seien an der Grenze ihrer Macht angelangt, die Grenze ihrer Ausdehnungsfähigkeit sei erreicht, aber gleichzeitig zeige sich, daß sie nie und nimmer in der Lage sein werden, für sich allein die Macht zu erlangen.

Ueber die Niederlage der „Volkspartei“ des Herrn Dingeldey sagt das führende volksparteiische Blatt, die „Kölnische Zeitung“, daß der Parteiapparat zwar gut gearbeitet habe, aber...:

Aber die Leistung der Volkspartei hatte mit den Nationalsozialisten einen sogenannten „Bürgerfrieden“ abgeschlossen. Diese Maßnahme erwies sich als grundtätlich falsch. Eine einfache Ueberlegung hätte ergeben müssen, daß „Bürgerfriede“ im Wahlkampf eine bedenkliche Sache sei, sofern es sich hierbei nicht um wesensverwandte Gruppen handelt, und daß ferner die Rechtsradikalen ihren Angriff mit ganzer Wucht auf die volksparteiische Stellung richten würden, da sie von dort sich am meisten Zulauf versprochen.

Für das Landvolk gilt nach der „N. Z.“ das gleiche wie für die Volkspartei. Auch dort fehlte es an kämpferischer Entschlossenheit den Nationalsozialisten gegenüber. Das Zentrum jedoch habe zweifelsohne taktisch richtig gelegen.

Sozialdemokraten beim Reichskanzler.

Vorausichtlich wird am Dienstag eine Besprechung der sozialdemokratischen Führer mit dem Reichskanzler Dr. Brüning stattfinden.

Die Sozialdemokratie will die politischen Fragen, besonders den Terror der Nationalsozialisten, zum Gegenstand einer Aussprache mit der Reichsregierung machen.

Der Terror in Cutin.

Die oldenburgische Polizei ist machtlos.

Wiel, 16. November. (Eigenbericht.)

In Cutin hält der Terror der Nazis noch immer an. In Trupps von 6 Mann Stärke durchziehen Nationalsozialisten immer wieder die Stadt und bedrohen und beschimpfen die Einwohner, von denen sie annehmen, daß sie Gegner der Nazis sind. Die Polizei läßt sich das provozierende Auftreten der Nazipatrouillen gefallen. Wenn es sich um die Durchsuchung von Reichsbannerleuten handelt, benutzt sie die Nazis sogar als Hilfspolizei.

Da in der bürgerlichen Presse versucht wird, die Schuld an den letzten blutigen Vorgängen in der Stadt dem Reichsbanner zuzuschreiben, hat die Gausleitung des Reichsbanners an den oldenburgischen Ministerpräsidenten eine umfangreiche Bescheidschrift gerichtet, in der eine durch Zeugen beglaubigte Darstellung der Vorgänge während der letzten Woche gegeben wurde und in der zugleich verlangt wird, daß mit Staatsgewalt gegen das terroristische Treiben der Nazis eingeschritten wird.

In einer Erklärung des Reichsbanners in der Presse werden die Behauptungen über angebliche umfangreiche Waffenfunde bei

„Sozialisten“ über Nacht.

Bei den heftigen Wahlen wurden vorwiegend die Parteien rein kapitalistischer Prägung von den Nationalsozialisten aufgehoen.



Hitler: „Ich kenne keine Kapitalisten mehr, ich kenne nur noch nationale Sozialisten!“

Rakenellenbogen verhaftet.

Voruntersuchung gegen ihn und vier Schultheiß-Generaldirektoren.

Amlich wird mitgeteilt:

„Auf Antrag der Staatsanwaltschaft I ist gestern vom Untersuchungsrichter des Landgerichts I Berlin die Voruntersuchung gegen Ludwig Rakenellenbogen und vier andere Mitglieder der bisherigen Generaldirektion der Schultheiß-Pahenhofer-A.-G. eröffnet worden. Sämtliche fünf Personen werden angeklagt, fortgesetzt als Mitglieder des Vorstandes der Schultheiß-Pahenhofer-A.-G. wissentlich in der Aufsichtsratsitzung vom 18. November 1930 und in der Generalversammlung vom 3. Januar 1931 den Stand der Verhältnisse der Gesellschaft unwahr hingestellt oder verschleiert zu haben. Ferner wird Ludwig Rakenellenbogen angeklagt, durch eine weitere selbständige Handlung als Vorstandsmitglied absichtlich zum Nachteil der Schultheiß-Pahenhofer-A.-G. gehandelt zu haben. Der Untersuchungsrichter hat auf Antrag der Staatsanwaltschaft gegen Ludwig Rakenellenbogen Haftbefehl wegen Flüchtigkeitsverdachts erlassen. Rakenellenbogen ist in das Untersuchungsgefängnis Moabit eingeliefert worden.“

Wie wir erfahren, handelt es sich bei den übrigen Angeklagten um die ehemaligen Generaldirektoren Penzlin, Dr. Sobernheim, Kuhlmeier und Funke. Rakenellenbogen wurde gestern nachmittags im Anschluß an seine Vernehmung durch den Untersuchungsrichter Landgerichtsrat Busse für verhaftet erklärt und kurz nach sechs Uhr abends aus dem Kriminalgericht hinüber in das Untersuchungsgefängnis gebracht.

Die Ausdehnung der Voruntersuchung auch auf Dr. W. Sobernheim, Kuhlmeier und Funke kommt etwas überraschend. Diese erklärten sich bisher als nur von Herrn Rakenellenbogen herangezogen. Aber ebenso überraschend ist es, daß eine Voruntersuchung etwa gegen Jakob Goldschmidt von der Danat, Reinhold von der Commerzbank und gegen v. Stauff von der DD-Bank noch fehlt. Sie waren stellvertretende Präsidenten und Mitglieder des Aufsichtsrats, für die die gleichen Tatbestände gelten. Ferner muß gefragt werden, ob die Frage der Verletzung der Prospektvorschriften von der Staatsanwaltschaft noch nicht geprüft ist. Hier sind der gleiche Personenkreis und die Banken im besonderen als Verantwortliche anzusprechen.

Ratstagung über Mandatschürei.

Briand für schnelle Regelung.

Paris, 16. November. (Eigenbericht.)

Die außerordentliche Tagung des Völkerbundes begann am Montagnachmittag um 4 Uhr in dem Uhrensaal des Pariser Außenministeriums unter dem Vorsitz Briands. Zur Rechten des Präsidenten saßen Scialoja (Italien) und von Bülow (Deutschland), zur Linken der Generalsekretär des Völkerbundes Drummond und Sir John Simon (England). Der japanische Vertreter Yoshizawa hatte seinen Platz am linken Kopfende des Haupttisches, der chinesische Vertreter Sze am äußersten Ende des rechten Seitentisches.

Briand eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in der er zunächst für die Wahl von Paris als Tagungsort dankte und dann den englischen Außenminister und den Staatssekretär von Bülow begrüßte, die zum ersten Male als Delegierte an einer Ratstagung teilnehmen. Weiter setzte Briand den Grund der Tagung und die Ereignisse auseinander, die sich seit der letzten Zusammenkunft im Oktober abgespielt haben. Er schloß seine Rede mit dem Wunsch,

daß im Interesse des Friedens eine möglichst schnelle Regelung des Konflikts zustande kommen möge. Sir John Simon und Staatssekretär von Bülow dankten Briand für die ihnen gewidmeten Begrüßungsworte und gaben die Versicherung ab, daß sie nach besten Kräften an der Erledigung der dem Rat zufallenden Aufgabe mitarbeiten würden.

Auf Vorschlag Briands wurde eine sich sofort anschließende nichtöffentliche Sitzung beschlossen, um das Verfahren zur Regelung des Konflikts festzulegen. Diese Sitzung dauerte bis 5 1/2 Uhr. Aus den Erklärungen Briands in dieser Sitzung ging hervor, daß man ein Kompromiß suchen müsse, das sich auf der Linie einer Heranziehung der prinzipiellen Fragen der älteren Verträge zwischen China und Japan bewegt. Der chinesische Vertreter Sze hat den Ratspräsidenten am Schluß der Sitzung, möglichst viele öffentliche Sitzungen anzuberaumen.

Am Vormittag hatte Briand eine Unterredung mit dem englischen Außenminister und dem russischen Botschafter Domgalewski.

Reichsbannerleuten als unwahr zurückgewiesen. Ebenso unwahr ist, daß zwei Führer des Reichsbanners von der Polizei gefußt werden, aber aus Cutin geflüchtet seien. In Wirklichkeit hat die Polizei außer einigen Schlagwaffen eine einzige Pistole beschlagnahmt. Die beiden Arbeiter, die angeblich geflüchtet sein sollen, sind von der Gausleitung von Cutin abberufen worden, zumal dem einen von der Polizei erklärt wurde, daß sie ihn in Schutzhaft nehmen müsse, wenn er Cutin nicht verläßt. Die Polizei ist also selbst nicht in der Lage, die Einwohner vor den Drohungen und Ueberfällen der Nazis zu schützen.

Zuchthausurteil für Mörder.

Der Mord an dem Kommunisten nur schwach gefühnt.

Hamburg, 16. November. (Eigenbericht.)

Am Montagnachmittag verkündete das Schwurgericht im Hamburger Nazi-Prozeß folgendes Urteil: Janßen und Södmair je sieben Jahre Zuchthaus, Bammel sechs Jahre Zuchthaus, und zwar wegen gemeinschaftlich vollendeten und versuchten Totschlages, wegen gemeinschaftlich versuchter Nötigung und wegen Vergehens gegen das Schusswaffengesetz. Den Angeklagten wurden mildernde Umstände verweigert.

Honvedehrung für Hindenburg. Eine Offiziersabordnung des 8. ungarischen Honvedregiments in Stuhlweissenburg hat dem Reichspräsidenten die Ehren-Regimentsinsignien überbracht und in der neuen Woche einen Vorbeerzug niedergelegt.

Englands vorläufige Schutzollmauer.

Wertzoll bis 100 Proz., um die Einfuhr zu droffeln.

London, 16. November. (Eigenbericht.)

Das erste Zugeständnis, das die konservative Mehrheit der Nationalregierung mit ihrem Drängen auf Schutzölle erreicht hat, wurde am Montag im Unterhaus vom Handelsminister angekündigt. Es ist ein Zugeständnis, das den ursprünglichen Absichten der Regierung zuwiderläuft. Das geht daraus hervor, daß zur Verabschiedung des angekündigten Gesetzes das Arbeitsprogramm des Unterhauses für diese Woche abgeändert werden mußte.

Der Handelsminister kündigte an, daß das Handelsamt durch ein Gesetz ermächtigt werden solle, auf solche Artikel, die in Erwartung eines englischen Zolls vom Ausland in verstärktem Maße nach England eingeführt werden, einen Zoll bis zu 100 Prozent des Wertes zu legen. Dieses Ermächtigungsgesetz soll bis Donnerstag verabschiedet und am Freitag vom König unterzeichnet werden. Die Ermächtigung gilt für sechs Monate. Die landwirtschaftlichen Produkte sollen ausgenommen werden, das Problem der englischen Landwirtschaft besonders behandelt werden soll. In Aussicht genommen sind in erster Linie Zölle auf Fertigfabrikate. Der Handelsminister fügte zwar hinzu, daß der beste Weg zur Wiederherstellung der englischen Handelsbilanz die Ausdehnung des Exports sei, sprach aber sonst im Ton der konservativen Pressepropaganda von dem ausländischen „Dröping“, dem gesteuert werden müsse.

Lord Snowden. Der englische König hat Philipp Snowden zum Viscount ernannt.

